

Der dissonante Choral

OpenAI gpt-4.1-mini

2025-07-03

Der dissonante Choral

Die düstere Gasse

Der Streit begann wie ein scharfes Pfeifen, das sich sacht in die dämmernde Luft der engen Passage schlich, kaum bemerkt zwischen dem Klirren von metallenen Ringen und dem dumpfen Hufgetrappel ferner Pferde. Der schmale Durchgang schien den Ton aufzusaugen, presste ihn zwischen die schiefen Fachwerkbalken, ließ ihn in den dunklen Ritzen des unebenen Kopfsteinpflasters widerhallen. An diesem frühen Abend war der Geruch von feuchtem Holz und kaltem Leder so dicht, dass man ihn mit den Fingern greifen konnte – ein salziger Geschmack in der Luft, als hätte die Elbe selbst ihren Atem hier ausgehaucht.

Jakob Friesen stand nahe der Ecke, seinen Umhang fest um die Schultern gezogen. Die Spannung in der Luft stieg, als die Stimmen lauter wurden, sich in scharfen Schnitten und Stichen entzündeten, als wären sie selbst

die Geigen in einem dissonanten Konzert. Jakob kannte diese Melodie: Die rivalisierenden Chöre von Lüneburg, die seit Wochen mit Worten und Blicken ihre Macht auszuspielen versuchten. Jetzt aber war die Harmonie endgültig verloren.

„Euer Gesang klingt wie eine krächzende Krähe, die den letzten Tropfen Tau von den Blättern kratzt“, höhnte Lukas von der Hagen, seine Stimme ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse. Er stand breitbeinig vor einer kleinen Gruppe, die sich zu erkennen gab als seine Anhänger, die Jungen vom Domchor, stolz und hitzig wie das Feuer, das sie in ihren Kehlen trugen.

Schluckend nahm Jakob die Worte auf. Lukas' Stiche trafen nicht nur die rivalisierende Chorschule, die sich auf der anderen Seite des Durchgangs drängte, sondern auch ihn selbst, den jüngeren Sänger aus dem Nebenchor. Er wusste, dass Worte hier Schwerter sind, und heute schien die Klinge bereit, durch Fleisch zu schneiden.

Ein scharfes Rascheln von Umhängen, ein gedämpftes Murmeln, das sich zu einem wütenden Crescendo steigerte. „Ihr seid die Flöhe an der Kehle der Stadt, Lukas,“ erwiderte ein anderer, dessen Stimme eine Mischung aus Spott und Trotz war. „Kein Wunder, dass selbst die Altvorderen euch meiden, wie der Teufel das Weihwasser.“

Einen Schritt zurückweichend, spürte Jakob, wie seine Hände leicht zitterten, doch er wollte nicht schwach erscheinen. Die Häuser lehnten sich vor, als horchten sie mit, die flackernden Laternen warfen tanzende Schatten, wie Figuren in einem blinden Ritual. Der Rauch eines fernen Kamins mischte sich mit dem Geruch von feuchtem Leder und kaltem Stein, eine olfaktorische Sin-

fonie, die sich in seinen Nasenflügeln festsetzte.

Plötzlich ein Knall – die Faust eines Gegners traf Jakob an der Seite. Der Schlag war hart, ein dumpfer Trommelwirbel in seinem Körper, sobald das Blut in ihm wie ein ungestümer Fluss zu rauschen begann. Seine Knie gaben nach, das Kopfsteinpflaster kam näher, rau und unbarmherzig wie ein ungezähmtes Instrument. Ein kurzes Stöhnen entwich ihm, kaum mehr als ein verlorener Ton im Tumult.

„Halt dich raus, Friesen!“ knurrte eine Stimme, rau und unmissverständlich. Doch zur Wehr setzen konnte er sich kaum. Weitere Fäuste folgten, ein wirrer Akkord aus Schmerz und Panik, bis er schließlich bewusstlos zu Boden sank, die Welt um ihn herum zerfiel in flackerndes Licht und Schatten.

Die Menge erstarrte für einen Herzschlag, dann brach Chaos aus. Lukas stürzte vor, das Gesicht eine Maske aus Wut und Verzweiflung. „Genug!“ Seine Stimme schnitt durch das Durcheinander wie ein scharfes Messer durch Pergament. „Wer hat das getan? Wer wagte es, Jakob zu schlagen?“

Stille. Der enge Durchgang blieb gefangen in einem Augenblick, der so zerbrechlich war wie eine Saite vor dem letzten, entscheidenden Ton. Dann das Klirren schwerer Stiefel – die Stadtwache trat ein, ihre Präsenz eine Welle kalter Ordnung, die die aufgeladene Luft zerschlug. Die Männer trugen die Zeichen ihrer Macht mit stoischer Gelassenheit, doch ihre Augen funkelten misstrauisch, als suchten sie unter den Anwesenden nach Schuld und Verrat.

„Lukas von der Hagen,“ sagte der Anführer der Wache, seine Stimme fest und ohne Raum für Widerrede. „Du bist wegen des Angriffs auf Jakob Friesen zu verhaften.“

Du bist ein Mann mit Ruf und Zorn, und heute hat dein Zorn Blut gekostet.“

Lukas' Augen blitzten, erst vor Zorn, dann vor einem dunklen Zweifel, der sich wie Schatten über sein Gesicht legte. „Ich habe keinen Schlag geführt,“ erwiderte er, doch die Worte klangen hohl, verloren sich im Echo des Durchgangs. Die Männer der Wache griffen zu, legten ihm die Handschellen an – harte Ringe, die jeden Widerstand zu ersticken schienen.

Reglos lag Jakob am Boden, sein Atem flach, das Gesicht blass wie ein Blatt Papier, das von Noten befreit wurde. Niemand schien den Schmerz zu sehen, der in den Falten seines Umhangs schlummerte, verborgen wie eine zerknitterte Partitur, deren Melodie niemand mehr zu spielen wagte.

Die Stadtwache führte Lukas ab, seine Schritte hallten nach, ein letzter, klagender Ton in der stillen Passage. Die Menge löste sich, Schatten krochen an den Wänden empor, und die Laternen flackerten schwach, als hätten sie selbst Angst vor dem, was geschehen war.

Am Rande der Szene, verborgen im Schatten eines Erkers, stand ich. Johann Sebastian Bach, sechzehn Jahre alt, Zeuge eines unvollendeten Duetts aus Wut und Schmerz. Mein Herz schlug in einem unregelmäßigen Takt, ein Kontrapunkt zu der Ordnung, die hier so brutal durchgesetzt wurde. Zweifel nagten an mir, leise wie eine versteckte Melodie, die sich erst noch entfalten musste.

Ich wusste nur eins: Die Wahrheit lag irgendwo zwischen den Schatten der Gasse und den Tönen, die niemand zu hören wagte.

Die Stadtwache rückte vor, ihre Stiefel schlugen hallend auf das feuchte Kopfsteinpflaster, ein rhythmisches Pochen, das die enge Passage wie ein drohendes Mantra erfüllte. Flackerndes Laternenlicht spielte auf den schiefen Balken der Fachwerkhäuser, warf lange Schatten, die sich mit dem Rauch von Kaminfeuern vermischten und die Luft schwanger machten mit dem Geruch von nassem Holz und feuchtem Stein. Zwischen den Mauern schien die Kälte nicht nur von draußen zu kommen, sondern aus den Gesichtern der Männer, die sich beharrlich vor Lukas von der Hagen aufbauten.

Lukas stand mitten im Durchgang, die Schultern steif, Brustkorb gegen die klaffende Enge der Situation gepresst. Sein Blick war ein verschworenes Bündnis aus Zorn und Verzweiflung, seine Worte ein rauer Windstoß, der gegen die Stille schlug. „Ihr habt keine Beweise!“, rief er, die Worte sprangen wie Funken vom trockenen Holz der Wachen ab. „Ich bin unschuldig! Verflucht noch mal, ich hab nichts getan!“

Die Männer antworteten nicht mit Worten, sondern mit dem metallischen Klirren ihrer Rüstungen, als ein breitschultriger Mann einen Schritt vortrat. Die Laterne, die er schwenkte, schwankte leicht, ihr Schein zeichnete scharfe Linien in sein wettergegerbtes Gesicht, als wäre er selbst ein Richter. „Lukas von der Hagen“, sagte er mit einer Stimme, die sich anfühlte wie ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse, „du bist unter Verdacht, das Salzlager zu bestohlen. Du wirst mitkommen.“

Ein kurzes Raunen rollte durch die Reihen der Umstehenden, gedämpft, doch unverkennbar. Ein altes Weib zog ihren Schal enger um das Kinn, Augen funkelten mis-

strauisch aus dunklen Höhlen. Kinder rückten näher an die Hauswände, als wollten sie sich vor dem drohenden Unheil verstecken. Die Passage atmete schwer, gespannt wie eine Saite, die jeden Moment zu zerreißen drohte.

Lukas hob die Hände, als wolle er die Luft selbst greifen und festhalten. „Ihr hört mich nicht! Das ist ein Irrtum.“ Seine Stimme schwankte, als er sich nach einer letzten Rettung tastete, doch die Kälte der Wachen ließ keine Zweifel zu. „Ich schwöre bei Gott und bei meiner Ehre, ich habe keinen Finger gerührt.“

Der Aufseher knirschte mit den Zähnen, die Lippen zu einer Linie gepresst, die keinen Raum für Zweifel ließ. „Die Ehre mag dir teuer sein, doch haben wir Zeuge-naussagen, die gegen dich sprechen. Die Stadt wünscht Ordnung, und die wird durchgesetzt – mit oder ohne deine Zustimmung.“

„Ordnung?“ Lukas spürte, wie die Worte in ihm aufstiegen wie ein Sturm, wild und zersplitternd. „Das ist Willkür! Ihr nehmt mir meine Zukunft, meinen Namen!“ Seine Hände ballten sich zu Fäusten, die Finger krallten sich in die feuchte Luft, als könnten sie die Schatten greifen und zerreißen. „Ich bin kein Dieb!“

Ein junger Wächter, dessen Rüstung noch den Glanz der Unschuld trug, trat vor, die Stimme fest, doch ohne den Zorn seines Vorgesetzten. „Wir haben Befehle, Herr von der Hagen. Bitte leisten Sie keinen Widerstand.“ Ein leises Knarren seines Ledergürtels begleitete die Worte, als er sich bereit machte.

Lukas schnaubte, die Kehle trocken, seine Augen blitzten vor Wut und Angst. Die Enge des Durchgangs, die feuchte Kälte, das Flackern der Fackel – alles zusammengenommen wirkte wie ein finsterer Takt, der seine Freiheit erstickte. „Ihr glaubt, ich werde einfach

mit euch gehen?“ Seine Stimme brach, eine Note zu hoch, die sich in den kalten Steinwänden verfang. „Ich habe nichts getan!“

Der Aufseher trat näher, die Hand griff fest, die Finger schlossen sich um Lukas' Oberarm wie eiserne Saiten. Es war kein Schlag, doch die Berührung war ein unverrückbares Urteil. „Genug der Worte. Komm mit, bevor wir es anders regeln.“

Lukas riss sich nicht los. Er wusste, dass es nutzlos war – die Wachen waren wie ein strenger Taktgeber, der kein Abweichen duldete. Doch in seinem Inneren tobte eine Sinfonie aus Verzweiflung und Trotz, eine Melodie, die noch lange nicht verklungen war. „Ich werde nicht schweigen. Nicht hier. Nicht heute.“

Die Männer spannten sich, ein leises Knirschen von Leder und Metall unterbrach die Spannung. Lukas wurde zurückgedrängt, seine Füße stolperten auf dem unebenen Pflaster, der kalte Stein schien seine Verurteilung zu flüstern. Das Klirren einer Kette, das Rascheln eines Mantels – die Zeichen des Abschieds.

„Still jetzt“, knurrte der Aufseher, und seine Stimme war wie ein schweres Tor, das sich hinter Lukas schloss. „Deine Zeit zum Reden ist vorüber.“

Die Umstehenden verstummten, die Schatten schienen dichter zu werden, als die Wachen ihren Gefangenen zwischen sich aufnahmen und in Richtung der Wache führten. Lukas' Schritte hallten noch lange nach, ein zorniger Schlag auf das Pflaster, der sich mit dem leisen Murmeln der Straße mischte – eine düstere Kadenz, die von Ungerechtigkeit und gebrochenen Hoffnungen erzählte.

Als das letzte Laternenlicht hinter der Gruppe

verblasste, blieb die Passage leerer zurück. Der Rauch von Kaminfeuern stieg träge in die dunkle Luft, vermischte sich mit dem salzigen Hauch, der von den nahen Salzspeichern herüberwehte. Ein leises Rascheln, als ob die Stadt selbst den Atem anhielt.

Und irgendwo, tief in mir, begann eine Melodie, deren Thema noch nicht enthüllt war – ein leises, aber beharrliches Flüstern von Zweifel und dem Drang, die Wahrheit zu finden.

Der Flur der Freischule war still, abgesehen vom gedämpften Rascheln von Papier und dem gelegentlichen Knarren der schweren Eichentür, die sich wie ein mürrischer Wächter in ihre Angeln schob. Ich stand nahe der großen Fenster, die das matte Licht des späten Nachmittags in schmalen Streifen auf den rauen Steinboden warfen. Die Luft roch nach feuchtem Holz und einem Hauch von Salz, das von den nahegelegenen Lagerhäusern herüberzog, als würde die Stadt selbst ihre Geheimnisse in der Luft tragen.

„Hast du es schon gehört?“ hauchte ein schwächlicher Schüler hinter mir, seine Stimme ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse. „Jakob Friesen soll angegriffen worden sein. Und Lukas...“ Er senkte den Ton weiter, als wollte er die Worte vor den Wänden selbst verbergen, „...wurde verhaftet.“

Ich wandte mich zu ihm um. Das Gesicht des Jungen war blass, die Augen weit geöffnet. Doch in seinem Flüstern lag mehr als nur Angst – ein Dröhnen von Unsicherheit, das sich wie eine dissonante Note in meine Gedanken schlich. Jakob, mein Freund, der stets so lebendig war wie ein sprudelnder Bach im Frühling, nun

verletzt? Und Lukas, der sonst so schweigsame, oft missverstandene Lukas, eingeschlossen hinter schweren Türen? Die Nachrichten trafen mich wie ein falscher Akkord in einer sonst wohlklingenden Harmonie.

„Wer sagt das?“ Meine Stimme war kaum mehr als ein Hauch, doch sie fühlte sich an wie ein gebrochener Ton, der die Stille zerschnitt.

„Der Lehrer im Lehrerzimmer“, antwortete der Junge, während er unruhig mit den Fingern über das zerkniterte Partiturbblatt strich, das er festhielt – ein zerlesenes Stück Papier, das in seiner Unordnung fast ein Spiegelbild der Verwirrung in mir war. „Sie sprechen von einem Angriff, von Blut... und dass Lukas nicht anders kann, als schuldig zu sein.“

Mein Blick haftete auf dem Partiturbblatt, das sich unter seinen Fingern wie eine verletzte Flügelklappe bewegte. Die Linien der Noten waren unregelmäßig, fast so, als hätte jemand versucht, die Harmonie zu zerstören. Ein Symbol? Oder nur Zufall? Mein musikalisches Gehör begann zu arbeiten, hörte die schiefen Töne zwischen den Worten, die hier nicht ausgesprochen wurden.

„Aber...“ Rang ich nach Fassung, „warum? Was hätte Lukas davon?“

Der Junge zuckte mit den Schultern. „Niemand weiß es genau, aber die Stadt braucht einen Schuldigen, und Lukas ist ein einfacher Mann. Ein Fremder, der zu oft zu Fragen stellte.“

Ich biss mir auf die Lippe. Fragen. Genau das war es, was mich jetzt trieb – nicht das blinde Vertrauen in das, was man mir sagte, sondern die Suche nach dem, was darunter verborgen lag. Ich stellte mir vor, wie ich die einzelnen Klänge eines Chorals auseinanderzog.

Jeder Ton trug Bedeutung, doch erst im Zusammenspiel entstand die Wahrheit. So musste es auch hier sein.

Die Stimmen der anderen Schüler zogen vorbei, leise, misstrauisch, voller unausgesprochener Urteile. Im Kopf formte sich ein Muster aus Zweifel und Angst – ein Geflecht, das ich nicht ignorieren konnte. Mein absolutes Gehör, sonst eine Gabe für Schönheit und Ordnung, wurde nun zu einem Werkzeug, das die Unstimmigkeiten erkannte.

„Hast du ihn gesehen?“ fragte ich den Jungen direkt.

„Lukas? Nein, die Wachen haben ihn fortgebracht, bevor ich meine Augen richtig öffnen konnte.“

Das Bild von Lukas, der in der kalten Umarmung der Stadtwachen verschwindet, setzte sich wie ein dunkler Basston unter meine Gedanken. Es war zu einfach, ihn zum Täter zu erklären. Zu glatt. Zu sehr wie ein falscher Schlussakkord.

Ich wandte mich ab, meine Finger tasteten über das raue Holz der Fensterbank. Die Kälte des Steins bohrte sich in meine Haut, ein scharfer Kontrapunkt zu der Hitze, die sich in meiner Brust ausbreitete – das Verlangen, die Wahrheit zu finden, kostete es, was es wolle. Die Freischule, mit ihren hohen Kreuzgewölben und ehrwürdigen Wänden, schien mich zu beobachten, als ob sie selbst auf eine Antwort wartete, die sie lange nicht erhalten hatte.

Ein weiterer Schüler trat heran, sein Blick gesenkt, die Stimme gedämpft. „Die Lehrer sagen, wir sollen uns nicht einmischen. Es ist nicht unsere Angelegenheit.“

Die Schwere seiner Worte lastete wie die Eichentüren, die den Schulhof von der Welt draußen trennten. Doch in mir rebellierte etwas gegen diese Resignation. Die Musik lehrte mich, dass auch die kleinste Note eine Be-

deutung hatte, dass selbst ein leiser Ton die Harmonie verändern konnte.

„Vielleicht“, entgegnete ich leise, „ist es gerade unsere Angelegenheit.“

Der Schüler zögerte, sah mich an, suchte nach einem Hintergedanken in meinen Worten, fand aber nur die Entschlossenheit, die ich nicht verbergen konnte. Er nickte kaum merklich und zog sich zurück.

Allein im Flur zurückgeblieben, wurden das Rascheln der Blätter und das Knarren der Türen zu einer symphonischen Begleitung meiner Gedanken. Ich begann, die Nachrichten zu ordnen, ihre Unstimmigkeiten wie schiefe Intervalle zu erkennen. Warum war Lukas verhaftet worden, ohne dass jemand seine Version der Geschichte gehört hatte? Warum klangen die Berichte so abgehackt, als ob eine Melodie mitten im Satz verstummte?

Mein Blick fiel auf eine kleine Ritze im Fensterrahmen, durch die der Nebel von der Elbe heraufstieg. Er schlängelte sich wie ein unsichtbarer Klang durch die Gassen, weich und doch eindringlich. Ein Schleier, der Wahrheit und Lüge vermischte.

Ich atmete tief ein, die feuchte Kälte legte sich wie ein Schleier auf meine Lungen, und mit ihr die Erkenntnis: Ich konnte nicht länger nur hören. Ich musste hören, was nicht gesagt wurde. Die Dissonanzen, die zwischen den Worten lauerten. Die Pausen, die mehr verrieten als die gesprochenen Sätze.

Ein leises Klopfen an der Tür riss mich aus meinen Gedanken. Der Lehrer, Herr Böhm, trat ein, seine Stimme war ruhig, doch nicht ohne die Spur einer Sorge, die er zu verbergen suchte. „Johann, du hast

die Nachrichten gehört. Sei vorsichtig mit deinen Gedanken. Die Welt ist kein Choral, den man einfach harmonisch stimmen kann.“

Langsam nickte ich, doch in meinem Inneren begann ein anderes Stück zu erklingen – ein Werk voller Fragen, das nach Antworten verlangte.

„Ich werde vorsichtig sein“, erwiderte ich, „aber ich werde nicht schweigen.“

Herr Böhm sah mich einen Moment lang an, als könnte er in meinen Augen eine Melodie hören, die ich selbst noch nicht ganz verstand.

Als er ging, blieb ich allein zurück. Der Flur schien stiller denn je, doch in meinem Kopf spielte ein neuer Klang – eine Suche nach Wahrheit, verborgen zwischen den Tönen von Lüge und Glauben.

Ich trat ans Fenster, sah hinaus auf die nebligen Gassen, wo die Schatten lang und das Salz in der Luft schwer war. Der Abend senkte sich, und mit ihm die Gewissheit, dass ich nicht länger nur Beobachter sein konnte.

Die Wahrheit wartete. Und ich würde sie finden – Ton für Ton, Schritt für Schritt.

Die Gasse war ein dunkler Schlund zwischen den schiefen Fachwerkhäusern, deren Schatten sich im flackernden Schein der Laternen wie schwankende Finger an die feuchte Mauer legten. Das Kopfsteinpflaster unter meinen Füßen war uneben, jeder Schritt hallte dumpf, als wollte es sich weigern, diesen Ort zu tragen. Rauch stieg aus einem offenen Fenster, vermischte sich mit dem beißenden Geruch von Leder und feuchtem

Holz und legte sich wie ein schwerer Schleier über die Szenerie. Die Stadtwache führte Lukas ab, seine Schritte trampelten auf, als trüge er die Last der ganzen Welt auf den Schultern, doch seine Hände waren hinter dem Rücken gefesselt. Das Rascheln seiner Umhänge, das Knarren der Lederriemen und das Knurren der Wächterstimmen schnitten durch die nächtliche Ruhe wie scharfe Noten eines düsteren Kanons.

Ich trat näher, ein Schatten unter Schatten, meine Augen suchten den Boden ab — und fanden Jakob. Sein Körper lag reglos auf dem kalten Stein, die Haut blass wie vergilbtes Pergament, das Gesicht eingefallen, die Lippen bläulich und stumm wie eine verhallte Melodie. Die Dämmerung um ihn herum war so dicht, dass jedes entfernte Geräusch wie ein Fremdkörper wirkte. Das Knirschen von Salz unter den Stiefeln der Wachen, das entfernte Klirren einer Türe, das leise Flüstern des Windes, der durch die Ritzen der Häuser strich — ich nahm alles wahr, als wäre mein Gehör ein Instrument, das auf höchste Sensibilität gestimmt war.

Jakob trug einen abgewetzten Mantel, doch meine Hand wanderte zu seiner Brust. Dort, halb aus der Tasche gerutscht, sah ich es: ein zerknittertes, zerrissenes Blatt mit Noten. Die Ränder waren ausgefranst, und die wenigen sichtbaren Takte schienen mir wie ein unvollendetes Rätsel. Die Linien der Melodie waren nicht nur unsauber gezeichnet, sie wirkten, als hätten sie sich in einem dissonanten Tanz verfangen. Ein falscher Ton in einer sonst vertrauten Sequenz, eine Disharmonie, die in ihrer Ungleichmäßigkeit nicht einfach nur fehl am Platz, sondern absichtlich gesetzt schien.

Das Papier war dünn, fast durchsichtig an den Stellen, an denen es mehrfach gefaltet war, und roch nach altem Holz und einem Hauch von Rauch — wie der Klang eines

Instruments, das zu lange in der Kälte gestanden hatte.

Langsam kniete ich mich neben Jakob, ohne den Blick von dem zerknitterten Fragment zu wenden. Die Stadtwache wandte sich ab, um Lukas weiterzuführen, ihre schweren Stiefel stolperten in einem rhythmischen Stampfen, das mich an das Ticken einer Uhr erinnerte, deren Zeiger sich unaufhaltsam dem Unausweichlichen näherten. Niemand achtete auf mich, was mir zugleich eine kleine Zuflucht und eine wachsende Last war. Dieses Stück Papier, dachte ich, war mehr als nur ein Beweis. Es war ein Schlüssel, eine verborgene Botschaft, vielleicht sogar ein Hilferuf – nur war ich mir noch nicht sicher, ob er von Jakob oder jemand anderem stammte.

Mein Herz schlug langsamer, um nicht aufzufliegen, als ich das zerknitterte Blatt behutsam aus der Tasche zog. Die Finger zitterten kaum merklich, nicht vor Kälte, sondern vor der plötzlichen Schwere der Verantwortung. Jeder Riss, jeder schiefe Strich auf dem Pergament war wie ein gebrochener Ton in einer Symphonie, die ich erst zu verstehen begann. Vorsichtig faltete ich es zusammen, so, dass es kaum sichtbar unter meine Jacke passte. Dabei spürte ich, wie sich in mir etwas veränderte – eine Entschlossenheit, die mich überraschte, aber nicht mehr losließ.

„Halt!“, knurrte eine Stimme von hinten, scharf wie ein Steinwurf, doch ich blieb regungslos, blickte nicht auf. Die Wache hatte mich bemerkt, aber nicht genug, um näher zu treten. Ich wusste, wie ich mich zu verhalten hatte: unauffällig, fast so, als wäre ich selbst nur ein Teil des Schattenwerks, das diese Gasse umhüllte. Die Männer führten Lukas weiter, ihre Stimmen waren hart, doch ich konnte das leise Klagen in ihrer Brust hören – vielleicht Mitleid, vielleicht etwas anderes. Ich wusste nicht, ob sie glaubten, was sie taten, oder ob sie

nur die Rollen spielten, die ihnen auferlegt waren.

Als die Schritte verklangen, blieb ich allein zurück. Die Atmosphäre, die Jakob umgab, war nicht mehr nur Tod – sie war ein Ruf. Das Paket aus Tinte und Papier in meiner Tasche fühlte sich schwerer an als der Stein, auf dem mein Freund lag. Ich konnte es kaum fassen, dass ein paar Fragmente mehr Wahrheit in sich tragen konnten als die Worte der Stadtwache.

Mit den Fingern strich ich über das zerknitterte Fragment, als könnte ich so die Dissonanzen glätten, die darin lagen. Doch die Wahrheit war nicht harmonisch, wusste ich jetzt. Sie war eine Melodie aus Schatten und Licht, aus Ordnung und Chaos, und ich stand erst am Anfang, sie zu spielen.

Ein letzter Blick auf Jakob, auf sein blasses Gesicht, auf die stille Gasse, die sich langsam wieder in Dunkel hüllte. Ich wusste, dass ich nicht mehr zurück konnte. Dieses Papier war mehr als ein Beweis – es war mein Versprechen. Ein leises, scharfes Versprechen, das in der Nacht widerhallte, wie ein Ton, der nicht verstummen wollte.

Mit einem letzten Atemzug, der den salzigen Geruch der Stadt aufnahm, richtete ich mich auf. Die Schatten der Fachwerkhäuser schienen näher zu rücken, die Laternenflammen flackerten wie ein flüchtiger Takt, und irgendwo in mir begann die erste, zaghafte Melodie einer Suche, die erst beginnen sollte.

Zwiespalt eines jungen Genies

Das leise Kratzen des Bogenhaars über die Saiten meiner Laute füllte den engen Raum mit einer zittern-

den Melodie, die kaum mehr war als ein Flüstern. Der Klang schob sich gegen die gedämpfte Stille, als wolle er sie durchbrechen, doch blieb er gefangen zwischen den rauen Balken und dem schweren, muffigen Geruch des alten Holzes. Die Fenster, schmal und hoch, ließen nur wenig Tageslicht herein; es reichte gerade, um die Schatten an den Wänden in Bewegung zu setzen – wie ein stummes Publikum, das jede Note beobachtete.

Meine Finger tasteten sich über die Saiten hinweg, suchten nach einem Ton, der nicht ganz richtig war, einem Schatten zwischen den Harmonien. Es war der Anfang eines Chorals, den ich vor Tagen in der Kirche gehört hatte – der Klang lag mir noch in den Ohren, ein scharfer Einschnitt, der sich in meinen Gedanken festsetzte. Die dissonanten Töne des ersten Takts brannten wie Salz auf der Zunge, unbehaglich und doch faszinierend, als wollten sie mir etwas erzählen, etwas, das ich nicht erfassen konnte.

Ich hielt inne. Das letzte leise Knistern der Saiten verklang, nur um von einer Stille abgelöst zu werden, die schwerer wog als das Haus selbst. Draußen auf der Straße hatte sich die Welt verändert, dachte ich. Nicht nur durch das, was ich gesehen hatte – die aufgebrachte Menge, die dunklen Gesichter, die Fragen, die wie Messer in der Luft hingen –, sondern durch das, was ich jetzt in mir trug: ein Zwiespalt, der sich wie ein Schatten in meine Brust schob.

Soll ich Lukas helfen? Das war die Frage, die sich wie ein bleierner Stein in meinem Magen festgesetzt hatte. Helfen – ja, doch wie? Und vor allem: Darf ich es? Wer war ich, ein Junge von sechzehn Jahren, gegen die Welt, die so viel größer und lauter war als meine kleine Laute? Die Anschuldigungen gegen Lukas hallten noch immer in meinem Kopf wider, ein dumpfes Pochen, das sich

nicht abschütteln ließ. Ich konnte ihn nicht einfach im Stich lassen. Aber war es richtig, mich einzumischen? Was, wenn ich versagte? Was, wenn ich mehr Schaden anrichtete als Nutzen?

Die Finger legten sich wieder auf den Griff des Instruments, diesmal zögerlicher, unsicherer. Die Laute klang fremd unter meinen Händen, als wäre sie ein Instrument, das ich erst noch lernen musste, wie ein Rätsel, das sich nicht auflösen wollte. Jeder Ton schien eine Frage zu stellen, auf die ich keine Antwort hatte. Ein leises Rascheln ließ mich aufblicken: das zerknitterte Notenblatt auf dem Tisch, das ich gestern hastig beiseitegelegt hatte. Es war das einzige Dokument, das mehr als bloße Töne enthielt – ein blasser Hinweis auf das, was verborgen lag. Nur dass ich noch nicht wusste, was.

Die Luft hier war kühl und trug den Geruch von feuchtem Holz und verbranntem Wachs. Ich schloss die Augen und atmete tief ein, versuchte, die Unruhe in mir zu ordnen. Musik war meine Sprache, mein Zufluchtsort – und doch jetzt auch mein Spiegelbild. Wie eine Partitur, in der jeder Ton seinen Platz haben musste, so fühlte sich mein Inneres an, zerrissen zwischen der leisen Melancholie des Verlusts und dem scharfen Crescendo der Verantwortung.

Ich dachte an Jakob. Sein Gesicht, blass und müde, tauchte vor meinem inneren Auge auf, wie eine leise Erinnerung, die sich weigert zu verblassen. Was würde er von mir erwarten? Dass ich mich zurückzöge, mich in den Schutz der Musik flüchtete? Oder dass ich den Mut fände, meinen eigenen Weg zu suchen, auch wenn dieser durch Schatten führte? Zweifel nagten an mir, doch irgendwo in der Tiefe begann eine kleine Flamme zu lodern – nicht das grelle Licht eines Helden, eher ein schattenhaftes Glimmen, das sich weigert zu erlöschen.

Wieder legte ich die Finger an den Hals der Laute, diesmal mit einer neuen Entschlossenheit, langsam, fast zaghaft. Die dissonanten Töne des Chorals erwachten erneut, doch ich spielte sie diesmal nicht als Herausforderung, sondern als Einladung. Die Spannung zwischen den Klängen spiegelte meinen inneren Kampf wider, das Ringen zwischen Angst und Mut, zwischen Schweigen und Handeln.

Ich wusste nicht, ob ich stark genug war, diesen Weg zu gehen. Doch die Stille im Raum war nicht länger lähmend, sondern wurde zu einem Ort für Möglichkeiten. Der Klang der Laute zog sich wie ein leiser Faden durch die Dunkelheit, verband vergangene Zweifel mit einer unbestimmten Zukunft. Es war kein großer Triumph, kein lauter Ausbruch – vielmehr ein sanftes Aufrichten, ein leises Innehalten, das den Moment markierte, an dem ich mich entschloss, nicht länger tatenlos zu bleiben.

Draußen begann das Licht zu sinken, und die Schatten wurden länger, zogen sich wie Schleier über die Wände. Ich legte die Laute behutsam zur Seite, spürte die kühle Oberfläche des Instruments unter meiner Hand, als wäre es ein stiller Zeuge meines Entschlusses. Noch war alles ungewiss, noch gab es keinen Plan, keine klaren Schritte. Aber die Entscheidung war gefallen – ein Ton in der Dissonanz, der sich nicht mehr überhören ließ.

Ich stand auf, und für einen Moment schien das Gemach selbst zu atmen, als hätte es den Wandel gespürt. Meine Augen schweiften zu den vergilbten Notenblättern, die wie stumme Zeugen auf dem Tisch lagen. Vielleicht würden sie bald mehr sein als nur Worte auf Papier. Vielleicht würde ich ihre Sprache lernen – und die Wahrheit hinter den Schatten finden.

Mit einem letzten Blick auf das schmale Fenster, durch das das verblässende Licht sickerte, verließ ich den Stuhl. Nicht als jemand, der alle Antworten hatte, sondern als ein Junge, der den Mut fand, die erste Note eines neuen Stücks anzuschlagen. Die Musik war nicht länger nur mein Zufluchtsort – sie wurde zum Pfad durch das Dunkel.

Das Knarren der alten Holztür kündigte meinen Eintritt an, bevor ich überhaupt den Orgelraum der Johanniskirche betreten hatte. Ein schmaler Lichtschlitz drang durch die Ritzen der Tür, und dahinter lag die Barockvertäfelung wie ein stummer Wächter, dessen Maserung im warmen Schein der Kerzen flackerte – ein Raum, der mehr atmete als sprach. Salzige Feuchtigkeit hing wie ein unsichtbarer Schleier in der Luft, vermischt mit dem schwachen Aroma von Wachs und altem Holz, das so dicht war, dass selbst das leiseste Rascheln eines Notenblatts sich wie ein leises Säuseln anhörte.

Georg Böhm saß mit halbgedrehtem Rücken an der Orgelbank, seine Hände ruhten auf den Tasten, als warteten sie auf ein Kommando, das noch nicht kam. Er hatte die Schultern leicht nach vorn gezogen und den Blick halb über die Schulter geworfen, ohne sich umzudrehen. Sein Gesicht lag im Schatten, doch seine Stimme schnitt scharf und trocken durch die Stille. „Na, Sebastian, du kommst also mit dem Ernst der Welt im Gepäck? Oder nur mit den Hoffnungen eines Knaben, der glaubt, er könne die Orgel neu stimmen?“

Mein Herz machte einen kurzen Satz – nicht vor Angst, eher wegen der Schärfe seines Tons, der sich wie ein spitzer Steinwurf zwischen uns legte. Doch ich blieb

standhaft, ließ keinen Zweifel an meinem Anliegen durchblicken. „Es ist weder die Welt noch die Orgel, die ich neu stimmen will, Herr Böhm. Es ist ein Choral – oder besser gesagt, eine disharmonische Stelle darin, die mir nicht aus dem Sinn geht.“

Er drehte sich nun ganz um, ließ die Finger langsam von den Tasten gleiten, als wollte er mit jedem Lautloswerden prüfen, wie ernst es mir war. Das flackernde Licht spielte in seinen Augen, die funkelten wie kleine, scharfkantige Instrumente, bereit, mich zu sezier'n. „Disharmonie, sagst du? Vielleicht bist du der erste, der nicht einfach über den Lärm hinweggeht, sondern ihn hören will. Oder bist du nur ein Junge, der sich an eine falsche Note klammert, weil sie ihm die Geschichte erzählt, die er hören möchte?“

Sein Spott war sanft, fast einladend, und zugleich ein Test, der mich zwang, klar zu sprechen. Ich atmete tief durch, spürte die raue Kälte des Steinbodens durch meine Schuhe dringen. „Die falsche Note erzählt nicht irgendeine Geschichte. Sie widerspricht der Ordnung, die wir in der Musik suchen – und doch bleibt sie bestehen. Wie ein Schatten, der nicht weichen will, obwohl das Licht ihn fordert.“

Böhm runzelte die Stirn, als würde er überlegen, ob ich mich hier gerade in philosophischen Nebeln verliere oder tatsächlich etwas entdeckt habe. „Du redest von Ordnung und Chaos, als wären sie alte Bekannte, zwischen denen du wählen musst. Aber vielleicht sind sie einfach zwei Stimmen im selben Kanon – und du hörst nur eine davon.“

Das war mehr als eine Bemerkung; es war ein Schlüssel, der sich langsam in meinem Verstand drehte. Ich wollte antworten, wollte sagen, dass ich nicht nur hören,

sondern verstehen wollte, warum diese Disharmonie da war – ob sie Zufall oder Absicht war –, doch die Worte schienen mir zu schwer, um sie einfach auszusprechen. Stattdessen ließ ich meine Finger auf die Orgelpfeifen zeigen, die oberhalb von uns in Reih und Glied standen, als warteten sie still auf die Melodie, die sie zum Leben erwecken würde.

„Herr Böhm,“ begann ich mit einer Stimme, die ich selbst kaum wiedererkannte – fest, aber nicht frei von Unsicherheit, „ich glaube, diese Unstimmigkeit ist kein Zufall. Sie ist ein Zeichen, ein Zeichen, das ich entziffern muss. Aber allein werde ich es nicht schaffen. Ich brauche jemanden, der mehr sieht, mehr hört – jemanden, der die Sprache der Musik spricht, wie Sie.“

Er schwieg. Ein Moment, der sich dehnte und zugleich schnitt wie ein scharfes Intervall, bevor er eine langsame, beinahe spöttische Bewegung mit der Hand machte, als würde er den Raum zwischen uns wie eine Partitur abwägen. „Du willst also, dass ich dein Mentor werde, dein Komplize in dieser Suche? Du weißt, dass ich nicht der Mann bin, der sich leicht in Geheimnisse verstrickt, die nur Ärger bringen.“

„Das weiß ich,“ entgegnete ich, und das Flackern der Kerze an der Wand spiegelte sich in meinen Augen. „Aber ich kenne niemanden sonst, der mir helfen könnte. Und ich bin bereit, das Risiko einzugehen – mehr als das, ich halte es für notwendig.“

Böhm lachte leise, ein Klang, der wie ein leiser Akkord in der Stille stand – kurz und doch voll Bedeutung. „Na gut, Sebastian. Ich sehe, du hast mehr Mut, als man einem Jungen mit zu großen Händen zugesteht. Vielleicht ist es Zeit, dass ich mir das genauer ansehe – diese Unstimmigkeit, von der du sprichst.“

Er erhob sich, und das Knarren der alten Dielen unter seinen Füßen schien wie ein leises Crescendo, das den Beginn einer neuen Melodie ankündigte. „Aber sei gewarnt: Die Wahrheit in der Musik ist selten so rein, wie man sie sich vorstellt. Manchmal ist sie verquer, rauh, und sie fordert ihren Preis.“

Ich nickte, spürte, wie eine seltsame Mischung aus Erleichterung und Anspannung meinen Brustkorb füllte. „Ich bin bereit, den Preis zu zahlen.“

Böhm legte die Hand auf meine Schulter, ein kurzes, festes Gewicht, das mehr sagte als Worte. „Dann lass uns beginnen. Du wirst sehen, dass selbst die tiefsten Schatten ihre Melodie haben – man muss nur genau hinhören.“

Als sich die Tür hinter uns schloss, blieb das sanfte Licht zurück, das auf den Holzvertäfelungen tanzte, und die Orgelpfeifen, die in der Stille auf die ersten Töne warteten – eine Einladung, die uns beide in ihren Bann zog. Der Anfang einer Partnerschaft, so zerbrechlich und doch voller Möglichkeiten, lag in der Luft, schwerer als das Salz auf dem Boden, leiser als das Flüstern der Unstimmigkeit selbst.

Das leise Knarren der Orgelmechanik hatte sich kaum gelegt, als ich neben Georg Böhm vor dem hölzernen Notenpult stand. Die Flamme der einzigen Kerze flackerte unruhig, warf lange Schatten auf die kunstvoll geschnitzten Pfeifen, deren kalte Metalltöne in der Dunkelheit nur erahnt wurden. Ein feuchter Hauch von altem Holz und Wachs umgab uns, vermischte sich mit dem fahlen Geruch von brennendem Docht. Die Johanniskirche schien den Atem anzuhalten, als wollten

selbst die Steine lauschen.

Behutsam legte ich das zerknitterte Blatt auf das Pult. Es war nicht mehr als ein Fragment, die Ränder ausgefranst, an einer Stelle eingerissen wie ein verletzter Flügel. Doch für mich war es weit mehr als das – ein rätselhafter Schlüssel. Meine Finger glitten über das rauhe Pergament, spürten die feinen Linien der Noten, die wie kleine, gedruckte Rätsel in Reihen standen. In Gedanken versank ich in den Klang, der sich in meinem Kopf formte, wenn ich die Töne nur lautlos sang.

„Sehen Sie, Herr Böhm,“ begann ich, meine Stimme kaum mehr als ein Flüstern, das sich zwischen den Pfeifen verlor. „Diese Missklänge hier – sie sind kein Zufall.“ Ich deutete auf eine Folge von Tönen, die auf den ersten Blick wie Fehler wirkten: scharfe Intervalle, die in der Harmonie zu stechen schienen, unpassend und doch nicht zufällig platziert.

Böhm runzelte die Stirn, seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen, als wolle er das Papier nicht nur sehen, sondern darin lesen wie in einem Buch. „Unpassend? Oder schlicht unvollendet?“ Seine Stimme war ruhig, doch trug sie die Schärfe eines scharfkantigen Steinwurfs inmitten der stillen Gasse. „Mancher Komponist lässt manches liegen, wie er es eben schafft. Nicht jede Note trägt tieferen Sinn.“

Ich schüttelte den Kopf, hielt mein Urteil fest. „Aber diese Fehler wiederholen sich, Herr Böhm. Und nicht nur das: Sie folgen einer Ordnung – einer Logik, die ich nicht anders deuten kann als verschlüsselt.“ Mein Herz hämmerte gegen meine Rippen, nicht aus Angst, sondern aus einer Mischung von Hoffnung und Trotz. „Es ist, als ob jemand mit der Musik spricht, in einer Sprache, die man nur hört, wenn man genauinhört.“

Böhm griff nach dem Fragment, seine Finger berührten es mit der Vorsicht eines Gelehrten, der ein altes Manuskript entblättert. „Sie meinen also, dass diese Missklänge... eine Botschaft sind?“ Seine Stimme war skeptisch, doch nicht abweisend. „Ein Code, versteckt in den Harmonien. Das ist eine kühne Behauptung für einen Jungen.“

Das Blatt ließ ich nicht los, drehte es leicht, suchte nach Mustern, die sich immer wieder zeigten: Töne, die wie kleine Ausrufezeichen wirkten, Pausen an Stellen, wo sie nicht hingehörten, Intervalle, die wie Signale in einem Morsecode aufblitzten. „Ja,“ sagte ich mit fester Stimme, „und ich glaube, dieser Code könnte über Leben und Tod entscheiden.“

Ein kalter Luftzug zog durch die hohen Fenster, und das Kerzenlicht schwankte, als wollte es die Wahrheit verbergen. Böhm sah mich an, seine Augen schienen tief in die Partitur zu versinken, während er suchte, was ich vielleicht übersehen hatte. „Ihr Mut ist bewundernswert, Sebastian. Aber Sie dürfen nicht vergessen, dass die Musik auch einfach Musik sein kann. Manchmal ist ein schiefer Ton nichts als ein schiefer Ton.“

„Ich weiß.“ Meine Stimme war leise, aber bestimmt. „Ich will nicht blenden oder täuschen. Aber wenn ich mich irre – was ich nicht glaube – dann will ich es wissen. Wenn aber nicht... dann müssen wir verstehen, was hier geschieht.“ Mein Blick fiel auf einen Akkord, der sich wie eine kleine Dissonanz inmitten der Melodie erhob, ein Fremdkörper, der sich nicht einfügen wollte. „Sehen Sie diesen Akkord? Er ist wie ein falscher Ton in einer Symphonie. Er fordert Aufmerksamkeit ein.“

Böhm nickte langsam, als ob er gegen eine innere Überzeugung kämpfte. „Es gibt in der Musik eine

Ordnung, ja. Aber die ist nicht immer offensichtlich. Manchmal ist das Chaos Teil der Komposition.“ Er lehnte sich gegen die kalte Orgel, die Tasten glänzten matt im Kerzenschein. „Was, wenn wir hier nicht von einem Code sprechen, sondern von menschlicher Unvollkommenheit?“

„Dann ist es eine sehr gut getarnte Unvollkommenheit,“ erwiderte ich, ohne den Blick von den Linien zu wenden. „Ich habe alle bekannten Werke durchgesehen. Solche Missklänge fehlen sonst überall. Es ist, als ob diese Komposition eine Botschaft trägt, weil sie muss. Weil sie etwas verbirgt.“

Böhm seufzte leise, der Ton war fast ein Räuspern, das zwischen den Pfeifen wie ein ferner Windhauch klang. „Ich will nicht Ihre Hoffnung zerstören, Sebastian. Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht gibt es hier mehr als nur Musik.“ Er sah mich an, nun ohne den scharfen Zweifel, eher mit einer vorsichtigen Offenheit. „Aber glauben Sie mir, wenn ich sage: Es ist gefährlich, zu viel in solche Dinge hineinzulesen.“

Die Spannung zwischen uns wuchs, ein feines Seil aus Zweifel und Glaube, das uns beide hielt. „Ich habe keine Angst, Herr Böhm. Nicht vor dem, was ich finde.“ Noch einmal strichen meine Finger über das rauhe Papier, als wollte ich den verborgenen Klang herauskitzeln. „Ich brauche nur jemanden, der mit mir sucht. Der nicht sofort aufgibt.“

Er nickte, ein kleines Lächeln spielte um seine Lippen, das weder ganz Ermutigung noch vollständige Zustimmung war. „Ich werde Sie beobachten, Sebastian. Und vielleicht – nur vielleicht – werde ich helfen, wenn Sie es wagen, tiefer zu graben.“

Ein leises Rascheln entwich dem Papier, als ich es

sorgfältig zusammenfaltete. Der Moment war offen, wie eine schwebende Note, die noch keinen Platz in der Melodie gefunden hatte. Das Kerzenlicht zitterte, warf flackernde Muster auf die dunklen Holzbalken, die wie stumme Zeugen über uns wachten.

Ich hob den Blick und sah zu Böhm, dessen Augen jetzt nicht mehr nur den Lehrer, sondern auch den Verbündeten suchten – oder zumindest einen, der bereit war, das Rätsel nicht gleich zu zerreißen. Die Orgel atmete leise, als ob sie selbst das Geheimnis zu bewahren gedachte.

„Dann soll es so sein,“ sagte ich leise. „Ich werde weiterhören. Und finden, was hinter diesen Tönen liegt.“

Böhm nickte, lehnte sich zurück und ließ den Raum mit einem nachdenklichen Blick erfüllen. „Gut. Aber vergessen Sie nicht: Manchmal ist das Schweigen zwischen den Noten lauter als jeder Klang.“

Wir standen dort noch einen Moment, zwei Gestalten im flackernden Kerzenlicht, umgeben von der Kälte und der Wärme dieses heiligen Orgelraums. Die Musik war nicht nur Klang – sie war ein Code, ein Rätsel, und vielleicht eine Gefahr. Doch für mich war sie vor allem der Beginn einer Suche, die mich weit über die Tasten hinausführen würde.

Der kalte Wind schnitt mir durch die einfachen Loden, bis in die Knochen, als wir vor der Johanniskirche standen. Das letzte Licht des Tages schwand hinter den spitzen Giebeln der Stadt, und die hohen Mauern warfen lange Schatten, die sich wie dunkle Finger über den gepflasterten Platz legten. Hinter uns knisterte ein Wachfeuer, das unruhig flackerte, als wollte es die nahe

Dämmerung vertreiben – vergeblich, wie ich wusste.

Georg Böhm stand neben mir, die Hände in die weiten Ärmel seines schwarzen Mantels vergraben. Sein Blick ruhte auf den steinernen Torbögen der Kirche, als suchte er dort Halt, wo ich nur Unsicherheit spürte. Seine Stimme war ruhig, doch sie trug die Schwere eines Mannes, der schon zu oft auf den schmalen Grat zwischen Hoffnung und Verzweiflung gestoßen war.

„Es ist gefährlich, zu viel in solche Dinge hineinzulesen,“ sagte er, ohne mich anzusehen. Die Worte klangen wie ein kalter Tropfen, der in einen tiefen Brunnen fiel – leise, aber unentrinnbar.

Ich spürte, wie mein Herz gegen die Rippen schlug, laut genug, um den kalten Wind zu übertönen. Es war nicht nur die Angst vor dem, was kommen mochte, sondern das Drängen in mir, nicht länger tatenlos zu bleiben. Lukas brauchte mich. Nicht nur als Freund, sondern als jemand, der die Wahrheit hören musste, auch wenn sie bitter klang.

„Ich weiß,“ antwortete ich leise, meine Stimme kaum mehr als ein Flüstern über das Pflaster. „Aber wenn wir schweigen, wenn niemand nach dem fragt, der keine Stimme hat... dann ist das auch eine Entscheidung. Eine, die ich nicht treffen kann.“

Böhm drehte sich endlich zu mir um. Seine Augen waren müde, doch darin lag ein Funken, der mich überraschte – kein Vorwurf, sondern ein stummes Einverständnis, so schwer es auch fiel.

„Du bist jung, Johann,“ sagte er. „Zu jung vielleicht. Die Welt da draußen ist rauer als jeder Chorsatz, den du je gespielt hast.“

Ich lächelte schwach, obwohl mir nicht zum Lachen zu-

mute war. „Und doch lernt man erst in der rauen Welt, die Noten wirklich zu verstehen.“

Ein kurzer Windstoß trug den salzigen Geruch des Elbstroms herüber, vermischt mit dem dumpfen Holzgeruch der Kirche. Das Knarren alter Balken, das gelegentliche Knurren eines Hundes in der Ferne – all das wirkte wie eine Melodie, deren Grundton von Unruhe und ungelösten Fragen durchzogen war.

„Du spielst mit dem Feuer,“ murmelte Böhm und senkte den Blick. „Nicht nur mit deinem eigenen.“

Ich spürte, wie die Kälte in meinen Fingern zu kriechen begann, doch mein Griff um das zerknitterte Notenblatt in meiner Tasche wurde fester. Es war mehr als ein Stück Papier – ein Versprechen, eine Erinnerung daran, dass Musik und Wahrheit auf seltsame Weise verwoben sind. Jeder Ton konnte trügen, jede Pause bedeutete mehr als Schweigen.

„Ich kann nicht anders,“ sagte ich bestimmt. „Lukas ist mehr als ein Freund. Wenn jemand Unrecht geschieht, dann darf ich nicht wegsehen. Nicht jetzt, wo ich weiß, dass etwas nicht stimmt.“

Böhm schwieg einen Moment. Sein Atem bildete kleine Wolken in der kalten Luft, die sich langsam mit der Finsternis verbanden. Schließlich nickte er, als hätte er eine schwere Last abgelegt, die er zu lange getragen hatte.

„Dann geh,“ sagte er leise. „Aber sei dir bewusst: Nicht jeder, der nach der Wahrheit sucht, kehrt heil zurück.“

Ich hob den Blick und traf seinen. In diesem Moment schien die Johanniskirche hinter uns wie ein stiller Wächter, der uns die Schwelle zwischen Sicherheit und Abgrund zeigte. Die steinernen Mauern, vom

letzten Licht vergoldet, wirkten zugleich wie Schutz und Warnung.

Mein Herz trommelte wie ein aufgeregtes Präludium, und ich spürte, wie sich eine Entschlossenheit in mir ausbreitete, die stärker war als jede Furcht.

„Ich werde vorsichtig sein,“ versprach ich, „aber ich werde nicht schweigen.“

Böhm lächelte schwach, ein Schatten von Anerkennung in seinem ernsten Gesicht. „Das hoffe ich.“

Ich wandte mich ab, die Schritte tasteten sich sicherer über das feuchte Pflaster. Hinter mir blieb Böhm zurück, eine dunkle Silhouette vor der hohen Fassade der Kirche, die im Zwielflicht noch ehrfurchtgebietender wirkte.

Mit jedem Schritt entfernte ich mich von der Sicherheit, die sein Schutz bot, und näherte mich der rauen Welt der Straßen, der Stadtwache und der Gerüchte, die wie Nebelschwaden durch die Gassen krochen.

Ein letzter Blick zurück: Böhm stand still, die Hände nun vor der Brust verschränkt, als wolle er mich mit bloßer Präsenz vor den Gefahren bewahren, die ich kaum überschauen konnte. Doch die Entscheidung war gefällt.

Der Platz vor der Johanniskirche lag nun ganz in Schatten, nur die Fackeln der Wächter warfen flackernde Lichtpunkte, die wie Noten einer unbekannten Melodie über das dunkle Pflaster tanzten.

Ich atmete tief ein. Der salzige Wind trug das Versprechen von Gefahr und Geheimnissen, doch auch die leise Hoffnung, dass jemand – ich – die Harmonie wiederfinden konnte, die im Chaos verloren schien.

Der erste Schritt war getan.

Die rauhe Stadt und ihre Geheimnisse

Der beißende Geruch von Salz schlug mir entgegen, als ich die steinerne Schwelle zur Saline überschritt. Das dampfende Weiß, das wie ein dünner Schleier über den kupfernen Pfannen hing, schien die Luft zu verdichten, als ob selbst der Dunst die Hitze und Mühsal hier nicht verhehlen wollte. Unter meinen Füßen knirschte das grobe Kristall zwischen den abgetretenen Holzbohlen, begleitet vom steten Prasseln des brodelnden Wassers. Kupferwannen, groß wie kleine Teiche, sprudelten und zischten, als wollten sie die Zeit selbst zum Kochen bringen.

Eine Gruppe von Männern hockte dicht beieinander, die Gesichter von der Sonne und dem Salzgehalt gegerbt, die Hände rau und mit kleinen Schnitten bedeckt. Sie warfen Eimer Sole von einem Kessel zum nächsten, das rhythmische Klirren ihrer Werkzeuge war die erste Melodie, die ich hier vernahm – ein scharfes, fast metallisches Echo, das sich mit dem dumpfen Pochen der Kranzhämmer mischte. Es war eine seltsame Sinfonie, so anders als die Orgel, die ich sonst kannte, und doch nicht ohne eine eigentümliche Harmonie.

Der Geruch von feuchtem Holz und angebranntem Fett lag darüber, vermischt mit einer Spur Rauch, die von den nahen Feuerstellen stammte. Jemand fluchte leise, ein rauer Klang, der sich in der Luft verfang wie ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse. Die Atmosphäre war dicht, fast greifbar – wie ein schweres, gesponnenes Netz aus Anspannung und Schweigen.

Ich trat näher an die Pfannen heran, spürte die feuchte Hitze an meiner Wange und ließ meinen Blick

umherschweifen. Die Arbeiter bewegten sich routiniert, fast mechanisch, doch in ihren Augen lag etwas Unergründliches – etwas, das sich nicht allein mit harter Arbeit erklären ließ. Die Hände, die das Salz hoben, zitterten gelegentlich, und das Gespräch unter ihnen war gedämpft, fast verschlüsselt.

Vor einer der Buden, wo das weiße Gut in groben Säcken aufgestapelt war, sprach ein Händler mit einem Mann in abgewetzter Jacke, der seine Kapuze tief ins Gesicht gezogen hatte. Ihre Stimmen fielen in ein Flüstern, das wie das Rascheln trockener Blätter klang, kaum hörbar über das stetige Brodeln hinaus. „Du weißt, was ich meine,“ murmelte der Händler. „Nicht alles hier ist so rein, wie’s scheint.“ Der andere nickte, warf einen hastigen Seitenblick, bevor er verschwand – wie ein Schatten, der sich in der Dämmerung auflöste.

Tief zog ich die salzige und rauchige Luft ein, während ich die Szene musterte. Dieses weiße Mineral, so lebenswichtig für die Stadt, war zugleich ein Schleier, der vieles verbarg. Und die Stadt, dachte ich, war wie ein großes, komplexes Musikstück, dessen Partitur ich nur erahnen konnte. Die Noten lagen verstreut, verborgen zwischen rauen Klängen und leisen Zwischentönen.

Langsam verließ ich den Salinenhof, das Kopfsteinpflaster unter meinen Stiefeln klirrte dumpf. Vor der Stadtwache breitete sich das wilde Leben von Lüneburg aus. Fachwerkhäuser mit abgeblättertem Putz drängten sich dicht aneinandergeschmiegt, ihre Fensterläden schief und die Balken vom Regen gezeichnet. Händler riefen ihre Waren aus, die Stimmen waren rau, oft kaum mehr als ein Krächzen, das sich mit dem Scharren der Pferdehufe mischte.

Die Fackeln, die an den Mauern der Wache flackerten,

warfen lange Schatten, die sich wie dunkle Finger über die Gassen legten. Hier, in diesem Zwielflicht, schien die Stadt ihre Masken abzulegen. Die Männer in ihren groben Mänteln tauschten Blicke, die nichts Gutes verhiessen. Ein Paar von ihnen beobachtete mich aus den Augenwinkeln heraus, ihre Haltung sprach von Misstrauen, das schwerer wog als die Taschen voller Salz, die sie trugen.

An Ort und Stelle verharrte ich und lauschte dem Stimmengewirr. Da war ein Aufseher, dessen Stimme wie ein rauer Hammerschlag gegen das Gemäuer war, als er einen der Händler zurechtwies. „Pass auf, was du sagst,“ knurrte er. „Hier sind Ohren, die mehr hören, als dir lieb ist.“ Die Warnung hing in der Luft, und ich spürte, wie sich ein Schatten über die Gesichter der Umstehenden legte.

Nicht weit entfernt unterhielten sich zwei Männer in einem Ton, der mir vertraut schien – die Rivalität zwischen den Chorschulen von St. Michaelis und St. Johannis war nicht nur in der Kirche präsent, sondern schien sich in jeder Geste, jedem Ausdruck zu spiegeln. „Die werden niemals wahre Ordnung bringen,“ sagte einer mit spöttischem Lachen. „St. Michaelis denkt, sie seien der Taktstock der Stadt.“ Der andere erwiderte trocken: „Und St. Johannis spielt doch nur eine falsche Melodie. Man hört’s in jedem Ton.“

Ihre Worte klangen wie eine dissonante Harmonie, die sich unter das laute Treiben mischte. Ich konnte die Spannung förmlich greifen, wie eine Saite, die kurz davor war zu reißen. Es war, als ob die Stadt selbst ein Stück spielte, in dem jeder um seine Stimme kämpfte – und keiner den Takt angeben wollte.

Während ich weiterging, fielen mir an den Hauswän-

den kleine Kreidezeichen auf, kaum mehr als flüchtige Kringel und Striche, die wie zufällige Noten auf einem zerknitterten Blatt wirkten. Sie waren kaum sichtbar, fast scheu, und doch schienen sie mir etwas zuzuflüstern, etwas, das ich noch nicht ganz fassen konnte. Ein seltsames Spiel aus Licht und Schatten, das sich in diesen Zeichen verbarg.

Ich verharrte, betrachtete einen solchen Strich genauer. Er erinnerte an eine kleine Melodie, an eine musikalische Phrase, die plötzlich aus dem Lärm der Stadt heraussprang, um kurz innezuhalten und dann wieder zu verschwinden. Was sie bedeuteten, entging mir noch, aber mein Herz schlug schneller bei dem Gedanken, dass hier mehr verborgen war, als man auf den ersten Blick sah.

Ein leichter Wind zog durch die Gasse, trug den Geruch von Salz und Holzrauch mit sich, vermischte ihn mit dem fernen Klang einer Laute, die jemand in einem der oberen Fenster zupfte. Die Töne waren zart, fast wie ein Flüstern, das durch die rauen Mauern drang – ein leiser Kontrapunkt zu all dem Lärm und der Dunkelheit.

Ich hob den Kopf und sah eine Gestalt am Ende der Straße stehen, halb in Schatten gehüllt, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Sie bewegte sich kaum, doch ihre Präsenz war wie ein subtiler Akkord, der alle anderen Klänge übertönte. Für einen Moment trafen sich unsere Blicke, und ich spürte, wie ein Funken kalter Erkenntnis durch mich fuhr.

Dann wandte sich die Gestalt ab und verschwand in der Nacht, zurückließ nur das leise Echo eines Schritts auf dem Kopfsteinpflaster. Tief atmete ich durch, schmeckte das Salz auf meiner Zunge, spürte die Kälte der Nacht an meinen Fingern und die wachsende

Unruhe in meiner Brust.

Nicht nur die Stadt war rau und voller Geheimnisse – ich begann zu verstehen, dass ich mich auf eine Melodie eingelassen hatte, deren Noten nicht nur schön, sondern auch gefährlich sein konnten. Und irgendwo zwischen den dampfenden Pfannen und den flackernden Fackeln lag die Wahrheit, die es zu finden galt – auch wenn sie mich vielleicht mehr kosten würde, als ich ahnte.

Der feuchte Wind trug den salzigen Geruch des nahen Meers heran, vermischte sich mit dem rauen Duft von feuchtem Holz und schimmelnder Steinmauer. Ich hockte in einer dunklen Nische nahe der Saline, die Hände um das kleine Notizbuch geklammert, das ich heimlich unter meinem Hemd verbarg. Mein Atem bildete kleine Wölkchen, die im trüben Licht des späten Nachmittags langsam verflogen. Die Sonne hing tief, als wollte sie sich vor den Schatten verstecken, die plötzlich länger und kälter wurden.

Vor mir erstreckte sich die grobe Mauer aus behauenen Steinen, auf der ich die ersten Zeichen entdeckt hatte. Kreidespuren. Weiß und scharf gegen das dunkle Grau des Steins. Nicht zufällig gekritzelt, sondern sorgfältig gesetzt, als hätte jemand eine Sprache hinterlassen, die nur Eingeweihte verstehen sollten. Den ersten Blick hatte ich kaum gewagt, doch nun konnte ich nicht mehr wegsehen.

Die Symbole schienen eine seltsame Melodie an die Wand gemalt zu haben. Ein Dreieck, dessen Spitze wie ein Pfeil nach oben zeigte, neben einer Reihe von kurzen Strichen, die aussahen wie ein Taktstock, der einen unsichtbaren Rhythmus schlug. Daneben ein Kreis,

nicht ganz rund, eher ein schiefer Ton, der aus dem harmonischen Rahmen fiel. Etwas in ihrer Anordnung kam mir bekannt und doch fremd vor. So, als ob jemand die Sprache der Musik in Linien und Zeichen übersetzt hätte, ohne Notenblatt und ohne Klang.

Ich zog das Notizbuch hervor, das ich mit zitternden Fingern festhielt, und begann, die Symbole mit mühsamer Genauigkeit nachzuzeichnen. Jeder Strich, jede Kurve. Das Kratzen der Feder war das einzige Geräusch in der stillen Ecke, begleitet vom gelegentlichen Rascheln morscher Bohlen unter meinen Füßen. So konzentriert, dass ich den dumpfen Schlag eines entfernten Fasses fast überhörte, das gegen die Holzwand rollte. Ein kurzer Schreck fuhr durch mich, doch niemand schien aufmerksam geworden.

Während des Zeichnens wanderte mein Blick immer wieder zwischen der Mauer und meinem Notizbuch hin und her. Die Zeichen ordneten sich in meinem Kopf neu, formten Muster, die ich nur aus meinen Chorälen kannte. Besonders die unsaubere Rundung des Kreises weckte ein Bild in mir – die dissonante Note, jene, die man bei der Probe stets vergeblich ausmerzen wollte, weil sie den Klang störte, ohne gleich unpassend zu wirken. Wie ein falscher Ton in einer ansonsten wohlgesetzten Harmonie. Es war nicht nur ein Symbol. Es war ein Hinweis.

Ein leises Seufzen entfuhr mir. Diese Spuren waren kein Zufall. Sie waren eine Botschaft. Ein geheimer Choral, geschrieben in einer Sprache, die ich nur zu gut verstand. Die Melodie, die ich am Morgen im Kopf getragen hatte, die Disharmonien, das unruhige Auf- und Ab – all das spiegelte sich hier wider, in Linien und Zeichen, die auf Stein gekritzelt waren. Ein Code, verborgen zwischen den Tönen.

Mein Herz schlug schneller, nicht vor Angst, sondern vor der Gewissheit, etwas Wichtiges entdeckt zu haben. Doch zugleich wuchs da eine leise Furcht. Wer mochte diese Zeichen hinterlassen haben? Und warum? Konnte es sein, dass ich beobachtet wurde? Die Saline war kein Ort für unerlaubte Botschaften. Doch der Geruch von Salz, der in der Luft hing, vermischte sich mit etwas anderem – einem Hauch von Gefahr, der sich wie ein unsichtbarer Schatten über mich legte.

Schnell blickte ich mich um. Die Mauern warfen lange Schatten, die wie Finger in die Dämmerung griffen. Kein Mensch war zu sehen. Nur das leise Rascheln von trockenem Gras, das der Wind anstupste. Den Umhang zog ich enger um die Schultern und begann, noch genauer zu zeichnen. Ein kleiner, schiefer Strich, der aussah wie eine abweichende Note, ein Punkt, der plötzlich den Takt änderte. Kein Durcheinander, sondern eine wohlbedachte Variation. Variation. So nannte man das in der Musik, wenn man ein Thema veränderte, um es zu verschleiern oder zu vertiefen.

Die Finger waren kalt, doch die Gedanken rasten. Vielleicht handelte es sich um einen geheimen Hinweis, der den Schmugglern half, sich zu verständigen, ohne Worte, nur mit einem musikalischen Code. Vielleicht war es sogar eine Warnung, ein Signal, das vor Gefahr oder Verrat schützte. Die Kreidespuren wirkten wie eine stille Partitur, die nur jene lesen konnten, die die Musik in sich trugen.

Ich schluckte. Die Verbindung zwischen dem Choral und diesen Zeichen war mehr als nur Vermutung. Es war eine erste, leise Melodie, die sich aus dem Chaos erhob, ein Anfang, ein Schlüssel. Doch Sicherheit durfte ich mir nicht vorgaukeln. Der Klang der Gefahr lag in der Luft, verborgen zwischen den Steinen.

Noch einmal nahm ich mein Notizbuch zur Hand und ergänzte eine kleine Legende. Ein Dreieck bedeutete „Aufstieg“, ein Kreis stand für „Störung“, die Striche markierten einen Taktwechsel. Unvollständig zwar, doch der Anfang war gemacht. Die Gedanken sprangen von Zeichen zu Tönen, von Linien zu Harmonien. Die Musik, die ich so sehr liebte, war plötzlich mehr als Kunst. Sie wurde zum Werkzeug, zu einem Geheimnis, das entschlüsselt werden wollte.

Plötzlich gab eine Bohle unter meinen Füßen ein knarrendes Geräusch von sich. Erstarrt verharrte ich. Mein Herzschlag setzte aus. Doch es war nur der Wind, der durch die morschen Balken strich, als wolle er mir zurufen, vorsichtig zu sein. Schnell schob ich das Notizbuch in die Tasche meines Umhangs, drückte mich an die kalte Mauer und lauschte. Nichts als das leise Rauschen der Salzwasserpumpe in der Ferne, das dumpfe Tropfen von Wasser, das von den hölzernen Gestellen rann.

Langsam, fast lautlos, rückte ich zurück, die Augen immer auf die Kreidesymbole gerichtet. Ein letztes Mal brannte sich ihr Bild in mein Gedächtnis – die präzise Anordnung, die ungewöhnlichen Formen, die mich an die disharmonischen Stellen des Chorals erinnerten. Eine Melodie aus Stein und Kreide, die mehr sagte, als es Worte je vermochten.

Die Hand hob ich zum Gruß, halb aus Gewohnheit, halb als stilles Versprechen an mich selbst, weiterzudenken, weiterzusuchen. Dann ließ ich mich in den Schatten der Saline fallen, den Umhang eng um mich geschlungen, und trat vorsichtig den Rückweg an. Es waren nicht nur Spuren, die ich gefunden hatte. Es war ein Rätsel, das auf seine Lösung wartete.

Der Wind frischtete auf, trug den salzigen Duft mit sich und ließ die Kreidesymbole verblassen, als wollten sie sich vor der Dämmerung verstecken. Doch in meinem Innern blieb ihr Klang – ein leiser Akkord, der mich weitreiben würde, tiefer in das Netz aus Salz, Musik und Geheimnissen, das sich vor mir ausbreitete.

Der Nebel lag schwer über der Saline, dunstig und feucht, als hätte er selbst Salz in den Adern. Ich drückte mich enger an die kalte Steinmauer, die rau und un-nachgiebig war wie ein ungestimmtes Cembalo, und atmete ein. Der Geruch von Salz und angebranntem Holz vermischte sich mit dem fahlen Rauch, der aus den dampfenden Kupferpfannen quoll. Ein kaum hörbares Klirren durchbrach das Schweigen, als ob jemand mit einer zerbrochenen Saite einen Ton suchte. Alles war gedämpft, als wollte die Nacht selbst die Stimmen der Arbeiter zurückhalten.

Ich blieb reglos, die Hände vergraben in den Lumpen meines Mantels, und lauschte. Das Wasser der Ilmenau rauschte gedämpft in der Ferne, ein beständiges Flüstern, das gegen das gelegentliche Knarren von hölzernen Karren und das dumpfe Stampfen von Füßen anstrebte. Jeder Laut hatte eine eigene Tonhöhe, eine eigene Melodie, die ich in meinem Kopf zu einem unsichtbaren Partiturbblatt ordnete. So wie Noten einen Takt brauchen, so hatten hier Geräusche einen Sinn, den ich zu entziffern versuchte.

An der Wand zu meiner Linken, wo das fahle Mondlicht kaum hingelange, entdeckte ich ein neues Zeichen. Es war mit Kreide aufgetragen, scharf und knapp—ein kleiner Kreis, durchkreuzt von zwei parallelen Linien,

die an eine Taktart erinnerten, an einen ungewöhnlichen Taktwechsel. Ich zog mein kleines Notizbuch hervor, dessen Seiten vom Salzwasser gekräuselt waren, und kritzelte die Form nach. Es war kein gewöhnliches Zeichen, das kannte ich aus den Partituren, die ich studierte. Hier schien es wie ein Code zu sein, ein Rhythmus, der nicht für Musik, sondern für etwas anderes stand.

Meine Finger zitterten kaum merklich, nicht vor Kälte, sondern vor dem Wissen, dass ich zu nah an etwas herangekommen war, das nicht für meine Ohren bestimmt war. Ich ließ den Blick schweifen und entdeckte weitere Zeichen—ein schräger Halbkreis, der an eine Fermate erinnerte, ein paar Striche, die an Takstrennungen oder vielleicht an ein ungewöhnliches Crescendo erinnerten. Es war, als ob jemand die Sprache der Musik als Tarnung benutzte. Die Arbeiter kommunizierten hier mit einer Syntax, die mir vertraut war, aber deren Bedeutung ich nur bruchstückhaft errahnen konnte.

Ein leises Murmeln drang an mein Ohr, Stimmen, die sich in der kalten Luft vermischten. Ich duckte mich noch tiefer, setzte mich beinahe auf den feuchten Boden, dessen Salzkruste unter meiner Kleidung knirschte wie ein schlecht gestimmtes Spinett. Zwei Männer standen nahe beieinander, die Stimmen gedämpft, aber klar genug, um Worte wie „Lieferung“, „Pfannen“ und „heute Nacht“ aufzufangen. Es war kein gewöhnliches Geschäft, das wusste ich sofort.

„Die neue Ware kommt heute mit dem Kahn. Keine Augen, die auf die Fässer schauen“, flüsterte einer, seine Stimme war ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse.

„Gut. Die Kupferpfannen müssen rein, bevor der Morgen graut“, antwortete der andere, und sein Tonfall schmeckte nach Sorge, wie abgestandenes Bier.

Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug, nicht nur aus Angst entdeckt zu werden, sondern auch aus der Aufregung, die sich in mir breit machte. Dieses Geflecht aus Geheimnissen, verborgen hinter rauer Arbeit und salziger Luft, war viel komplexer als alles, was ich je vermutet hatte. Es war, als würde ich eine verborgene Melodie hören, deren Noten ich gerade erst zu erkennen begann.

Ich wich einen Schritt zurück, um nicht in das Licht einer flackernden Laterne zu geraten, die ein paar Meter weiter von einem weiteren Arbeiter gehalten wurde. Der Mann stand reglos da, als wartete er auf das Signal, das offenbar in den Kreidezeichen verborgen lag. Ein weiterer Blick an den Boden zeigte mir dort symmetrische Linien, die an eine Basslinie erinnerten—ein stiller Rhythmus, der den Ablauf steuerte.

Plötzlich knackte ein Zweig, und ich erstarrte. Ein Schatten löste sich von der Mauer, ein großer Körper, der sich näherte, die Bewegungen präzise, fast musikalisch, aber mit einer bedrohlichen Schwere. Mein Atem stockte, die Finger krallten sich in den feuchten Stoff meines Mantels. Ich konnte keinen Ton machen, kein Geräusch, nicht einmal das leiseste Flüstern.

Der Mann blieb stehen, nur wenige Schritte von meiner Versteckposition entfernt. Sein Blick suchte den Nebel, die Schatten. Ich spürte, wie mein Puls gegen die Stille schlug, ein unregelmäßiger Schlag, der jeder Melodie spottete. Für einen Moment schien die Zeit selbst den Atem anzuhalten—eine Pause, ein Fermate, die sich quälend lang zog.

Dann drehte er sich langsam um, die Stiefel knirschten auf dem salzigen Boden wie ein Disharmonikum im sonst so wohlgestimmten Teppich der Nacht. Ein leises Lachen, halb Spott, halb Zufriedenheit, entkam seinen Lippen. Er war es nicht. Noch nicht.

Ich wagte kaum zu atmen, als ich mich stumm zurückzog, jeder Schritt ein leiser Schlag auf der unsichtbaren Klaviatur meiner Angst. Die Schatten um mich herum schienen dichter zu werden, und für einen Moment glaubte ich, dass selbst die Salzkruste auf dem Boden den Klang meiner Flucht verraten würde.

Doch die Nacht nahm mich auf, verschluckte mich in ihrem dunklen Takt, und ich blieb allein zurück, mit den Zeichen, den Stimmen und der unheimlichen Melodie eines Geheimnisses, das noch lange nicht entschlüsselt war.

Ein scharfes Geräusch—ein plötzliches Knacken hinter mir—ließ mich herumfahren. Ein Blick, nur ein Augenblick, und dann wieder Schweigen.

Ich war fast entdeckt worden.

Das leise Knarren der hölzernen Tür schien fast zu laut in dem sonst stillen Orgelraum. Johann Sebastian Bach trat ein, die kalte Abendluft noch auf der Haut, die Hände fest um ein zusammengefaltetes Pergament geklammert. Das schummrige Flackern der Wachskerze auf dem Arbeitstisch warf Schatten an die Wände, und der Geruch von Wachs und altem Holz legte sich wie eine Decke über die Stille. Georg Böhm saß an der Orgel, die Finger ruhend auf den Tasten, als hätte er nur auf diesen Moment gewartet.

„Herr Böhm,“ begann der junge Mann, die Stimme noch nicht ganz sicher, aber mit einem Funken Dringlichkeit. „Ich habe etwas entdeckt. Etwas, das...“ Er stockte, suchte nach den richtigen Worten, „... das mehr ist als bloße Einbildung.“

Böhm hob den Blick, seine Stirn legte sich in nachdenkliche Falten. „Sprich, Johann. Ich höre.“

Er trat näher, legte das Pergament auf den Tisch und entfaltete es vorsichtig. Die Flamme zuckte, als wollte sie die Zeichen, die darauf standen, verbrennen. Doch die Kreidezeichen waren klar erkennbar – kleine, sorgfältige Striche, die sich wie Notenlinien über das Papier zogen.

„Ich war bei der Saline,“ sagte er, „in der Nacht. Dort, wo das Salz nach Mondlicht schmeckt und die Luft nach feuchtem Holz riecht.“ Er zog den Blick kurz von dem Pergament hoch und suchte Böhm's Augen, „Ich sah die Kreidezeichen an den Mauern, Zeichen, die ich zuerst für Zufall hielt. Doch dann hörte ich eine Melodie. Nicht von einem Instrument, sondern ein Flüstern in der Dunkelheit, das wie eine verschlüsselte Botschaft klang.“

Böhm lehnte sich zurück, die Hände ineinander gelegt. „Eine Melodie in der Dunkelheit? Das klingt nach Spinneri, Johann. Was soll das bedeuten?“

„Es ist kein Zufall,“ beharrte der junge Mann, „die Melodie ist unvollkommen, dissonant an manchen Stellen, als wollten die Töne etwas verbergen, nicht preisgeben. Sie ist wie eine Partitur, die nur verstanden wird, wenn man genau hinhört. Und ich hörte hin.“

Der ältere Mann schwieg einen Moment, dann fragte er leise: „Und was verstehst du darunter?“

Johanns Finger suchten die Linien des Pergaments ab, als tasteten sie nach einer verborgenen Wahrheit. „Die Kreidezeichen sind wie Noten, Herr Böhm. Sie führen zu einem Muster, das Hinweise auf Schmuggel gibt. Die Melodie, die ich hörte, ist ein Code. Ein musikalisches Rätsel, das die Schmuggler verwenden, um sich zu verständigen, ohne Worte.“

Böhm ließ die Hände sinken, seine Augen verengten sich. „Ein musikalischer Code? Das ist ein kühner Gedanke. Aber erklär mir, wie du das erkannt hast.“

Johann atmete tief ein. „Ich habe die Stellen der Dissonanzen mit den Kreidezeichen verglichen. Dort, wo die Töne nicht harmonieren, sind ebenfalls die Zeichen am häufigsten. Es ist, als hätten die Schmuggler absichtlich eine falsche Note gesetzt, um den Unwissenden den Weg zu versperren, während sie den Eingeweihten eine Nachricht senden.“

Böhm nickte langsam, die Skepsis wich einem Funken Anerkennung. „Deine Beobachtungsgabe ist bemerkenswert für dein Alter. Doch was willst du nun tun?“

„Ich brauche Ihre Hilfe,“ sagte Johann ohne Umschweife. „Ihre Erfahrung, Ihr Wissen um die Musik und die Stadt. Wenn wir den Code gemeinsam entschlüsseln, können wir mehr herausfinden. Vielleicht sogar den Schmuggel aufdecken.“

Böhm schwieg, seine Finger trommelten leise auf dem Tisch. Dann stand er auf, ging zur Orgel und legte eine Hand auf das Holz. „Musik als Waffe gegen das Verbrechen. Ein ungewöhnlicher Plan, aber nicht unmöglich. Du hast die Melodie genau gehört, und du hast Recht: Musik ist Sprache, und Sprache kann Geheimnisse tragen.“

Johann spürte, wie eine Last von seinen Schultern fiel. „Ich wollte nicht glauben, dass es so etwas gibt. Aber die Stadt ist voller Schatten, und manchmal fühlt sich die Musik selbst wie ein flackerndes Licht an, das mehr verbirgt als enthüllt.“

Böhm wandte sich ihm zu, ein seltenes Lächeln umspielte seine Lippen. „Nun gut, Johann. Lass uns gemeinsam herausfinden, was hinter diesem Klang steckt. Aber sei gewarnt: Nicht jeder wird erfreut sein, wenn wir in ihre Schatten greifen.“

Die Kerze flackerte erneut, als ob sie den Beginn eines neuen Kapitels kündigte. Johann faltete das Pergament behutsam zusammen, die Finger leicht zitternd vor Aufregung und Anspannung.

„Ich werde alles tun, um der Wahrheit näherzukommen,“ sagte er leise.

„Und ich werde dir zur Seite stehen,“ erwiderte Böhm.

Sie standen eine Weile schweigend da, der Raum schien sich zu füllen mit einer stillen Übereinkunft, die mehr sagte als Worte. Draußen, irgendwo hinter den dicken Mauern der Johanniskirche, knisterte der Wind über die Dächer Lüneburgs, als wolle er ein altes Geheimnis bewahren – oder endlich enthüllen.

Das Netz der Salinen

Das Knirschen trockener Blätter unter meinen Stiefeln war kaum lauter als das leise Prasseln von Funken, die aus den dampfenden Kupferpfannen über der Saline aufstiegen. Ich blieb stehen, presste mich gegen die

rauhe Steinmauer, die sich hinter mir erhob wie ein verstimmtes Cembalo – schroff, kantig, und doch auf ihre Weise verlässlich. Vom Lager drangen Stimmen zu mir, dumpf, aber bestimmt, wie das tiefe Dröhnen einer Orgel im Kirchenschiff, das sich durch das Gewölbe zieht. Die Luft war schwer von Mineralien, die sich mit Feuchtigkeit mischten und die Hoffnung auf frischen Wind wie einen verlorenen Akkord klingen ließen.

Mein Puls beschleunigte sich, nicht nur wegen der Anstrengung, sondern weil ich wusste, dass jede falsche Bewegung das Ende meines Vorhabens bedeuten konnte. Ein heimlicher Zugang zur Saline – das klang weniger heldenhaft, als es sich anfühlte. Die Türme ragten über mir, grob behauene Steine, vom Wind und Regen gezeichnet, wie die Seiten eines alten Notenbuchs, das zu oft in Kinderhände geraten war. Überall Flechten und Moos, die wie vergessene Pausen zwischen den Takten verteilt waren.

Ich hatte den schmalen Spalt zwischen zwei Mauerritzen entdeckt, kaum breit genug, um hindurchzuschlüpfen, und doch die einzige Möglichkeit, die wachsamsten Augen der Wachen zu umgehen. Mein Blick fiel auf das gepflasterte Gelände, wo das Salz wie zerbrochene Kristalle funkelte und knirschte. Es erinnerte mich an das Knistern von Pergament, das man zu oft gefaltet hatte – spröde und doch bedeutungsvoll. An einer Ecke, halb verdeckt von einer moosigen Holzlatte, entdeckte ich die ersten Kreidezeichen. Ein einfaches Zeichen, kaum mehr als ein schiefes „X“, das auf den ersten Blick so unscheinbar wirkte wie eine falsche Note in einem Choral. Doch für mich klang es wie ein geheimer Ruf, eine Einladung, weiterzugehen.

Langsam tastete ich mich vor, die Ohren gespitzt. Das Klirren von Eimern hüllte den Hof ein, begleitet vom

dumpfen Pochen der Hämmer und dem leisen Knistern der Feuer unter den Pfannen. Die Geräusche formten eine mehrstimmige Komposition, in der jedes Instrument seinen Platz hatte, ohne dass das Ganze je aus dem Takt geriet. Ich spürte die Schwere, mit der die Arbeiter ihre Lasten trugen, als wäre es der Rhythmus eines unsichtbaren Dirigenten, der über das Salzlager gebot.

Eine Gruppe Männer arbeitete nahe der Südwand. Ihre Stimmen waren gedämpft, fast verschleiert im Nebel, der vom warmen Dampf der Pfannen aufstieg und sich wie ein schützender Schleier über das Gelände legte. Ich bemerkte das sporadische Zeichnen von Kreidestrichen an den Holzpfosten und Wänden – kurze Markierungen, kaum mehr als flüchtige Noten auf einem zerknitterten Blatt. Doch ich erkannte das Muster. Es war ein Code, ein stiller Dialog zwischen denen, die das Salz bewachten, und denen, die es heimlich weitergaben.

Mein Herz hämmerte, als ich eine Bewegung am Rand meines Blickfelds wahrnahm – eine Gestalt, die sich zwischen den Mauern wand. Die Wachen waren nicht zahlreich, doch jede schien über scharfe Sinne und wachsamen Augen zu verfügen. Ihre Schritte waren schwer und bestimmt, aber nicht ohne die Routine eines eingespielten Stücks. Ich lauschte, wie der Klang ihrer Stiefel auf dem feuchten Stein pulsierte, ein monotones Pochen, das sich vom lebendigen Geräuschteppich der Arbeiter abhob wie ein falscher Ton inmitten eines Ensembles.

Ich hielt den Atem an und drückte mich tiefer in den Schatten, spürte die Kälte der Mauer gegen meine Wange, die sich anfühlte wie eine gespannte Saite. Es gab keinen Raum für Fehler. Die Wachen bewegten sich in einem festen Muster, doch ich konnte kleine Abweichungen erkennen – eine ungeduldige Geste hier,

ein flüchtiger Blick dort. Solche Momentaufnahmen, feine Nuancen, gaben mir die Chance, mich vorwärts zu schleichen.

Ein leises Rascheln ließ mich stocken. Ich wandte den Kopf und sah, wie ein Arbeiter hastig eine Kreidezeichnung vollendete – ein Symbol, das ich inzwischen als Zeichen für „unbeobachtet“ verstand. Es war fast poetisch, wie diese kleinen Markierungen zwischen Salz und Stein eine Sprache bildeten, die nur wenige entziffern konnten. Für mich war es eine Melodie aus Geheimnissen, deren Noten ich langsam entwirrte.

Ich kroch weiter, spürte, wie der Boden leicht nachgab, als ich eine vergessene Ecke erreichte – der Eingang zu einem schmalen Seitentor, halb von Efeu verdeckt. Es war eine Einladung, die ich nicht ausschlagen konnte. Das Holz fühlte sich rau und feucht an, als ich die Hand darauf legte, fast so, als hätte es Geschichten eingefangen, die in der feuchten Luft festgingen. Ein kurzer Blick nach links und rechts bestätigte, dass keine Wache in Sicht war.

Langsam schob ich das Tor auf, das leise quietschte, ein Ton wie ein verstimmtes Cembalo, das einen falschen Akkord anschlägt. Dahinter lag das Herz der Saline: ein Gewirr aus dampfenden Kupferpfannen, hölzernen Gerüsten und Stapeln von Salzsäcken, die stumme Zeugen einer verborgenen Welt waren. Arbeiter bewegten sich geschäftig, ihre Schatten tanzten im flackernden Licht der Fackeln, während das Salz knirschend unter ihren Füßen zerbrach.

In der Dunkelheit verborgen, waren meine Sinne geschärft. Da war das leise Klirren eines Eimers, der über das Holzgestell gezogen wurde, das dumpfe Pochen eines Hammers auf Metall und das gelegentliche

Rauschen von Stimmen in gedämpften Tonlagen – wie Musiker, die sich auf ein geheimes Konzert vorbereiteten. Jeder Ton war Teil eines komplexen Arrangements, das ich mit meinen jungen Ohren zu entziffern versuchte.

Mein Blick fiel erneut auf die Wände und Pfosten, wo weitere Kreidezeichen prangten – diesmal komplexer, fast wie eine Melodie mit Wiederholungen und Variationen. Ich begriff, dass diese Zeichen ein Netz von Hinweisen bildeten, eine verborgene Partitur, die nur Eingeweihte lesen konnten. Ein Gefühl von Vorahnung durchzog mich, als stünde ich kurz davor, einen entscheidenden Ton zu entdecken, der das ganze Gefüge auflösen könnte.

Doch die Gefahr war nie fern. Plötzlich ertönte ein Geräusch – der dumpfe Klang schwerer Stiefel, die sich meinem Versteck näherten. Mein Herz setzte einen Schlag aus, die Musik in meinem Kopf geriet ins Stocken. Ich duckte mich tiefer in den Schatten, die Mauer drückte gegen meinen Rücken, und ich spürte, wie der kalte Stein die Hitze meiner Furcht zu mildern suchte. Die Schritte kamen näher, ein dumpfes Pochen, das wie ein drohender Schlag auf die Brust wirkte.

Kaum wagte ich zu atmen. Die Wache tauchte aus dem Nebel auf, ihr Blick schweifte suchend durch die Dunkelheit. Für einen Moment schien die Zeit den Atem anzuhalten, der Schatten und das Salz schienen stillzustehen, als erwarteten sie den Ausgang dieses Duetts. Dann, fast unmerklich, wandte sich die Wache ab und entfernte sich, ihre Schritte wurden leiser, bis sie ganz verstummten.

Ich ließ die Luft aus meiner Lunge entweichen; die Spannung löste sich wie der letzte Ton eines Akkords, der

verklings, aber in der Stille nachhallt. Noch immer spürte ich das Pochen in meiner Brust – nicht nur aus Furcht, sondern auch aus wachsender Entschlossenheit. Ich war näher dran als je zuvor. Die Kreidezeichen, die Umgebung, die Geräusche – sie alle verbanden sich zu einem geheimen Lied, das ich zu verstehen begann.

Doch gerade, als ich mich wieder in Bewegung setzen wollte, durchbrach ein plötzlicher Knall die Stille. Ein umgestürztes Fass, das über das Kopfsteinpflaster rollte, das Klirren von brechendem Holz – ein unerwarteter falscher Ton, der die ganze Komposition zu zerreißen drohte. Stimmen erhoben sich hastig, Schritte beschleunigten sich.

Reglos verharrte ich, das Herz wild trommelnd, während die Wachen näher rückten. Der Nebel umhüllte mich wie ein dichter Schleier, und ich wusste, dass ich keine Sekunde mehr zögern durfte. Die Entdeckung war zum Greifen nah – und die Gefahr ebenso.

Das Knarren der Orgelmechanik war so leise, dass es kaum anders zu hören war als das Flüstern eines müden Windhauchs durch die Ritzen der alten Balken. Johann Sebastian stand dicht an der hohen Balustrade, die den Orgelraum von der Empore abtrennte, und atmete den Geruch von gewachstem Holz und flackerndem Kerzenschein ein. Die schwache Glut auf dem hölzernen Podest warf tanzende Schatten auf die vergilbten Pfeifen, deren kalte Metallflächen sich im warmen Schein matt spiegelten. Es war still, zu still, als hätte die Kirche selbst den Atem angehalten nach den Geräuschen unten im Salzlager.

„Du bist also zurück“, sagte eine Stimme hinter ihm, die

sich wie ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse anhörte. Georg Böhm trat aus dem Halbdunkel, seine Schultern vom langen Mantel schlank geschnitten, das Antlitz vom schwachen Licht nur halb erhellt. Seine Augen funkelten nicht, sie schauten vielmehr wie zwei ruhige Seen, die eine unerwartete Tiefe verrieten.

Johann Sebastian drehte sich um, ein kurzer Schlag von Erleichterung und gleich darauf das Ziehen in der Brust, das immer folgte, wenn Böhm ihn so ansah. „Ich... ich wollte nur nachsehen“, begann er vorsichtig, die Stimme dünn und kaum mehr als ein Flüstern, das in der Weite des Orgelraums rasch verhallte. „Es schien wichtig.“

Böhm schnaubte leise, als wolle er einen aufkeimenden Ärger nicht ganz offenbaren. „Wichtig?“, wiederholte er und trat näher. Die feuchte Kälte der Mauern schien sich mit der Schwere seiner Worte zu verbinden. „Sebastian, es ist nicht wichtig. Es ist gefährlich. Du hast keine Ahnung, worauf du dich da eingelassen hast.“

Der junge Bach spürte, wie sich seine Schultern krümmten, als wollte er sich vor der Schwere der Worte verbergen. „Ich weiß, dass es riskant ist. Aber... diese Geheimnisse, die in den Salinen liegen – sie sind wie eine Melodie, die nicht gespielt wird, weil jemand den Taktstock fallen ließ. Ich kann nicht einfach... wegsehen.“

Böhm starrte ihn an, als versuche er, das Feuer in dem jungen Antlitz zu löschen, das ihm so vertraut war. Und doch erkannte Johann Sebastian, dass hinter der Strenge eine Sorge lauerte, so präzise und scharf wie die Kanten eines zerknitterten Notenblatts, das man nicht einfach glätten kann.

„Du bist nicht mehr der Knabe, der den Chor dirigiert und glaubt, die Welt bestehe nur aus Harmonien“, sagte

Böhm leise, aber mit Nachdruck. „Da draußen... da gibt es jemanden, der deine Neugier nicht teilt. Albrecht Kellner. Ein Mann, dessen Stimme nicht singt, sondern knurrt. Ein Aufseher, der keinen Takt kennt außer den seiner eigenen Gewalt.“

Sebastian schluckte. Kellner – der Name hatte sich schon in seinen Gedanken festgesetzt wie ein dissonanter Akkord, der nicht aufgelöst werden konnte. „Er ist wirklich so... brutal?“

„Brutal? Wenn Brutalität eine Melodie wäre, wäre er eine Kakophonie, die alles zerschmettert, was sich ihr nähert.“ Böhm ließ den Blick durch den Raum schweifen, als suche er nach einer Metapher in den Schatten zwischen den Orgelpfeifen. „Kellner kennt keine Gnade. Nicht gegenüber dir, nicht gegenüber den anderen. Wenn er dich fängt, wird dein Mut wie ein zerbrochenes Saiteninstrument enden – nutzlos und verstummt.“

Sebastian schlug die Hände vor die Brust, als wolle er die aufkeimende Angst niederdrücken, die sich wie ein kalter Schleier über seine Haut legte. „Ich hatte keine Wahl“, sagte er leise, mehr zu sich selbst als zu Böhm. „Wenn wir die Wahrheit nicht finden, wer dann?“

„Du hattest eine Wahl“, erwiderte Böhm mit der Stimme eines Mannes, der nicht nur eine Wahrheit ausspricht, sondern sie auch im Stein der Erfahrung gemeißelt hat. „Aber du hast dich für den gefährlichen Pfad entschieden, ohne die Melodie seiner Gefahr zu kennen. Kellner ist kein Gegner, den man mit jugendlichem Übermut bezwingt. Er ist ein Schatten, der sich nicht so leicht verscheuchen lässt.“

Ein Windstoß ließ die Kerzenflamme flackern, und für einen Moment schien der Raum zwischen ihnen von einer

unsichtbaren Spannung erfüllt, wie eine Saite, die kurz vor dem Reißen steht. Johann Sebastian spürte, wie sein Herz schneller schlug, nicht aus Angst allein, sondern aus der Mischung aus Herausforderung und Verantwortung, die sich in seiner Brust ausbreitete.

„Ich will nicht, dass du dich verrennst“, sagte Böhm schließlich, die Stimme nun etwas milder, jedoch keineswegs nachgiebig. „Du bist kein Kind mehr, aber auch noch kein Mann, der allein gegen die Welt anspielen kann. Deine Musik braucht Raum zum Wachsen – und deine Schritte müssen bedacht sein, damit sie nicht in einem falschen Ton enden.“

Sebastian nickte langsam, fühlte, wie das Gewicht der Worte sich in ihm niederließ wie der erste schwere Akkord eines düsteren Choral. „Ich werde vorsichtiger sein“, versprach er, obwohl die Flamme seiner Neugier weiter loderte, ungebrochen und trotzig.

Böhm trat näher an die Orgel heran und legte eine Hand auf die kalten Pfeifen. „Diese Orgel“, begann er nachdenklich, „ist wie unsere Stadt: alt, verwoben mit Geheimnissen, die nur durch das richtige Spiel zum Klängen gebracht werden können. Wenn du die falschen Tasten drückst, erklingt nicht die Harmonie, sondern das Chaos.“

Sebastian folgte seinem Blick, die Pfeifen schienen in der Dunkelheit zu atmen, als warteten sie auf eine Berührung, die alles verändern konnte. „Dann muss ich lernen, die richtigen Töne zu finden“, sagte er leise, mehr zu sich als zu Böhm.

„Das musst du“, erwiderte Böhm, „sonst wird nicht nur deine Suche verstummen, sondern auch deine Zukunft.“

Ein leises Rascheln ließ sie beide zusammenzucken. Der

Vorhang am Fenster, vom schwachen Luftzug bewegt, zeichnete flackernde Linien auf die Wand. Ein Moment der Stille. Dann drehte sich Böhm um, den Mantel straff gezogen.

„Geh jetzt hinunter, Sebastian. Verliere dich nicht in der Dunkelheit, bevor du gelernt hast, das Licht zu führen.“

Johann Sebastian stand noch einen Moment da, die Finger fest um die Balustrade gekrallt, den Blick auf die schwerfälligen Pfeifen gerichtet, die wie stumme Wächter über die Geheimnisse der Kirche wachten. Die Kälte der Nacht kroch durch die Ritzen, aber in seinem Innern brannte ein leiser, hartnäckiger Funke.

„Ich werde vorsichtiger sein“, wiederholte er, diesmal mit mehr Nachdruck.

Böhm nickte knapp, ein stilles Einverständnis zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Warnung und Hoffnung. Dann verschwand er im Schatten, und Johann Sebastian blieb allein mit dem Echo seiner eigenen Entschlossenheit. Die Orgel atmete weiter, ein tiefes, gedämpftes Knistern, als ob sie selbst das kommende Spiel abwartete – voller Fragen, voller Möglichkeiten, und mit einem Hauch von Gefahr.

Lukas saß auf der knarrenden Holzbank, die Beine eng an den Körper gezogen, die Hände fest in den Schoß gepresst. Das schwache Flimmern der Fackel an der Wand ließ sein Gesicht in wechselndem Schatten tanzen, als ob die Dunkelheit selbst mit ihm stritt. Der muffige Geruch von feuchtem Backstein und kaltem Rauch kroch in seine Lungen, trieb an die Oberfläche eine Mischung aus Wut und Verzweiflung, die sich wie Salz auf

offener Haut anfühlte.

Die schweren Holztüren schlugen leise hinter ihm zu, ein dumpfer Widerhall, der den Raum noch kleiner machte. Die Stadtwache war geduldig, aber ihr Blick verriet, dass sie keine Nachsicht mehr haben würden.

„Nun, von der Hagen,“ begann einer der Männer, seine Stimme ein raues Knurren, das in den Ziegelwänden widerhallte, „du weißt genau, warum du hier bist. Wir haben Zeugen. Deine Worte gegen die Wahrheit – das wird dir nichts nützen.“

Lukas biss die Zähne zusammen, sein Herz trommelte gegen die Rippen wie ein unsteter Taktstock in einer unvollendeten Fuge. „Ich habe nichts getan. Ich habe den Mann nicht umgebracht. Glaubt ihr denn, ich wäre zu so etwas fähig?“

Ein scharfkantiger Steinwurf mitten in der stillen Gasse, dachte ich, so klang seine Stimme – verletzend, aber auch fragil. Er wirkte, als müsste er sich selbst davon überzeugen.

„Die Beweise sprechen anders, Junge. Wir finden dich in der Nähe des Tatorts, deine Finger an der Klinge, deine Worte voller Ausreden.“ Der Beamte trat einen Schritt näher, die Ketten an seinem Gürtel klirrten leise wie eine Mahnung.

„Ausreden?“ Die Stimme des Gefragten hob sich, brüchig vor aufgestaumtem Zorn. „Das hier sind keine Ausreden! Das ist mein Leben, mein Name, meine Ehre! Und ihr – ihr wollt mir alles nehmen, ohne einen einzigen Beweis!“

Das Knarzen der Bank unter seinem Gewicht, das Rascheln seiner Kleidung, das feine Knirschen von Salz, das jemand unachtsam auf den Boden gestreut hatte –

all das zerbrach die Stille, die nur von seinem wütenden Atem unterbrochen wurde.

Einer der Männer schnaubte. „Ehre? Deine Ehre bringt dir hier nichts, von der Hagen. Du bist ein Spielball geworden – der Stadt und ihren Regeln. Und du spielst schlecht.“

Die Hände ballten sich zu Fäusten, die Nägel gruben sich in die Haut wie kleine, unsichtbare Noten, die eine dissonante Melodie schrieben. „Ich spiele nicht. Ich kämpfe. Gegen diese Verdächtigungen, gegen eure Vorurteile. Ich bin nicht euer Feind!“

Der andere Wächter, der bisher schweigend in der Ecke gestanden hatte, trat vor. Sein Blick war scharf, wie das Klirren einer Messingschale, die man abrupt zum Schweigen bringt. „Kämpfen? Deine Worte sind wie scharfe Stiche, aber sie sind auch die eines Verzweifelten. Wir hören nur, dass du dich wehrst. Doch sag mir, wie willst du beweisen, dass du unschuldig bist?“

Die Augen schlossen sich, und für einen kurzen Moment war das Flimmern der Fackel das Einzige, was ihn von der klaustrophobischen Enge trennte. Die Wände schienen näher zu rücken, der Duft von feuchtem Holz und Salz wurde zu einem Schleier, der fast erstickte.

„Ich... ich weiß es nicht,“ gestand er schließlich, die Stimme kaum mehr als ein hauch, der zwischen den rauen Steinen verlorenging. „Aber ich... ich bin nicht der Mörder. Ich brauche nur eine Chance. Nur eine...“

„Chance?“ Der Tonfall war spöttisch, fast höhnisch. „Du hast mehr als einmal bewiesen, dass du unbedacht handelst. Deine Impulsivität hat dich schon öfter in Schwierigkeiten gebracht. Warum sollte das jetzt anders sein?“

Ein bitteres Lächeln zuckte um die Lippen, das kaum mehr war als ein Schatten. „Weil es diesmal um mehr geht als Ärger mit einem Händler oder einer verlorenen Wette. Diesmal geht es um Leben und Tod. Meins, wenn ihr nicht aufpasst.“

Die Luft schien sich zu verdichten, das Knarren der Holztür wurde zum dumpfen Trommelschlag, der sich mit dem pochenden Herzen vermischte. Der Blick suchte den der Männer, fordernd, herausfordernd, aber auch flehend.

„Du bist allein hier drin, Lukas. Allein gegen uns und die Stadt.“ Der erste Mann trat zurück, die Hände auf den Tisch gepresst, als wolle er den Raum zwischen ihnen markieren, eine unsichtbare Grenze aus Macht.

„Vielleicht. Aber ich bin nicht gebrochen,“ erwiderte er, rau und brüchig, aber entschlossen. „Noch nicht.“

Ein kurzes Schweigen trat ein. Die Fackel flackerte, ihr Licht zuckte wie ein schwaches Herz, das gegen die Dunkelheit ankämpfte. Dann nickte der Beamte, mehr zu sich selbst als zu ihm.

„Gut. Wir machen eine Pause. Du wirst zurück in deine Zelle gebracht. Überlege dir, ob du beim nächsten Mal kooperieren willst. Es liegt an dir.“

Langsam erhob er sich, die Beine schwer wie Blei, die Schultern gespannt wie Saiten eines Instruments kurz vor dem Zerreißen. Die Hände zitterten kaum merklich, als man sie auf den Rücken legte und die kalten Ketten anlegte. Das metallische Klirren hallte durch den Raum, ein unerbittlicher Takt, der jedes Aufbegehren erstickte.

Als man ihn durch die Tür schob, schloss sich der Raum hinter ihm mit einem dumpfen Knall – ein Kerker aus Schatten und Schweigen, in dem Wut und Verzweiflung

zurückblieben. Doch tief in ihm klang ein leises, kaum hörbares Motiv weiter: die Hoffnung, dass noch eine Melodie zu spielen sei, die das Schicksal wenden konnte.

Das schwache Flackern der Kerzen warf tanzende Schatten an die dunkel gebeizten Wände von Georg Böhms Arbeitszimmer, ein Raum, in dem der Staub der Bücher und das Aroma von feuchtem Holz sich zu einer eigenwilligen Melodie vermischten. Johann Sebastian saß am Tisch, die Finger noch leicht zittrig vom schnellen Auf- und Abgleiten der Kreide auf der Tafel, vor ihm ein zerknittertes Schriftstück mit musikalischen Zeichen, dessen vergilbtes Papier sich unter seinen Blicken wie ein verschlossener Schatz entfaltete. Die feinen Linien der Partitur wirkten auf den ersten Blick unscheinbar, doch die klanglichen Spannungen, wie scharfkantige Steine inmitten einer sonst sanften Landschaft, ließen keine Ruhe zu.

„Siehst du das, Herr Böhm?“ Johann Sebastians Stimme war ein Flüstern, das kaum mehr war als ein geisterhafter Hauch im Raum, doch die Intensität in seinen Augen erfüllte das Zimmer mit einer Spannung, die sich langsam wie Salz auf der Zunge ausbreitete – zunächst kaum merklich, dann mit wachsender Schärfe.

Georg Böhm, die Stirn in Falten gelegt, blickte über die Brille hinweg auf die musikalischen Zeichen. „Diese klanglichen Spannungen... Sie klingen mehr nach Störgeräusch als nach Musik.“ Seine Stimme war ruhig, doch trug sie eine Skepsis in sich, die sonst nur die Zeit in solchen Fragen mit sich brachte. „Und doch hast du einen Verdacht?“

Johann Sebastian bejahte, das Herz schlug ihm schneller,

als er den Finger auf eine bestimmte Stelle legte, an der zwei Töne sich auf eine Weise überlagerten, die das Ohr beinahe zum Zucken brachte. „Hier, und hier.“ Er deutete auf mehrere Stellen, die sich wie ein unsichtbares Muster über das Blatt zogen. „Es sind keine Fehler. Es ist... ein Code.“

Böhm zog die Stirn noch tiefer kraus. „Ein Code in der Musik? Ein Frachtbrief aus Tönen?“ Er schnaubte leise, als wäre das eine Frage, die er sich selbst kaum zu stellen traute. „Musik als Sprache, das ist bekannt. Doch dass jemand den Choral als Schmuggelplan nutzt... das wäre kühn.“

„Kühn, ja. Aber wenn man genau hinhört, ergibt alles plötzlich Sinn.“ Johann Sebastian zog ein Stück Kreide heran und begann, die Verbindungslinien auf der Tafel zu zeichnen – Linien, die wie Notenlinien aussahen, aber auf ganz andere Weise funktionierten. „Diese Stellen – die klanglichen Spannungen – sie fallen mit Kreidestrichen an den Wänden der Saline zusammen. Und die Tonfolgen sind keine Zufälle.“ Er fuhr mit dem Finger über die Tafel, als würde er die Töne greifen wollen, die sich der Welt entzogen. „Sie markieren Orte und Zeiten. Treffen. Übergaben.“

Böhm zog das Papier näher an sich heran und ließ seinen Blick langsam von den Linien zu den kleinen, kaum sichtbaren Markierungen wandern, die in der Partitur zwischen den Noten versteckt lagen – winzige Kringel, fein wie Spinnweben, die auf den ersten Blick nichts als Schmuck schienen, doch nun einen anderen Sinn ergaben. „Du meinst, die Zeichen sind mehr als Musik. Sie sind Anweisungen. Ein Fahrplan.“ Seine Stimme wurde leiser, als ob er das Gewicht dieser Erkenntnis erst langsam begriff.

Johann Sebastian bestätigte mit einer leichten Verkrampfung der Hände. „So ist es. Sie geben die Reihenfolge vor, wann und wo Salz aus der Saline entwendet wird. Der Choral ist ein Frachtbrief, ein geheimer Code für die Schmuggler.“ Er schaute zu Böhm auf, die Augen weit, erfüllt von einer Mischung aus Triumph und Sorge. „Es ist nicht nur Kunst – es ist ein Plan. Und wir verstehen ihn.“

Böhm stand auf, ging langsam zum Fenster und blickte hinaus in die neblige Gasse, deren feuchte Kälte sich durch das Glas ins Zimmer zu schleichen schien. „Wenn das stimmt“, murmelte er, „dann sind wir nicht länger bloße Zuhörer. Sondern Zeugen und vielleicht bald Spielball eines Spiels, dessen Regeln wir kaum kennen.“ Seine Stimme trug die Schwere der Erfahrung, die Johann Sebastian noch fehlte, doch der Jüngere spürte sie in jeder Silbe.

Ein leises Kratzen unterbrach die Stille, als Johann Sebastian eine weitere Notenzeile auf der Tafel mit Kreide ergänzte, die klanglichen Spannungen in Beziehung setzte zu den Kreidespuren an den Wänden, die sie zuvor in der Saline entdeckt hatten. „Hörst du das?“ fragte er, mehr zu sich selbst als zu Böhm. „Jede solche Stelle ist wie ein geheimer Ruf, eine Anweisung, die nur Eingeweihte verstehen.“

Böhm trat näher, legte den Finger auf eine besonders scharfe Stelle im Choral. „Hier, dieser Ton – er ist wie ein scharfer Steinwurf inmitten der stillen Gasse. Er sticht hervor, markiert den wichtigsten Treffpunkt.“ Er sah zu Johann Sebastian und nickte langsam. „Deine Theorie hält sich. Aber wir müssen vorsichtig sein. Die Gefahr ist größer, als du ahnst.“

Johann Sebastian schluckte, die Luft schien plötzlich

schwerer zu werden, als ob das Wissen selbst eine Bürde war, die auf ihm lastete. „Ich weiß. Aber ich kann nicht einfach wegsehen.“ Seine Stimme nahm einen entschlossenen Ton an, der mehr sagte als Worte.

Böhm legte die Hand auf die Schulter des Jungen, ein seltener Moment der Wärme in der kühlen Kammer. „Dann werden wir gemeinsam aufpassen müssen. Doch heute zählen nur Beweise.“ Er drehte sich zum Tisch um, nahm ein weiteres Schriftstück mit musikalischen Zeichen und legte es neben das erste. „Zeig mir noch einmal, wie die Zeiten in den Tonfolgen verborgen sind.“

Johann Sebastian atmete tief ein und begann, die Abfolge der Töne laut zu singen, fast wie ein Gebet, das sich in die Stille webte. Die Klänge formten Worte, die kein anderer verstehen konnte, doch für ihn und Böhm wurden sie zu einer Landkarte aus Klang, die die verborgenen Pfade des Schmuggels offenbarten.

„Um Mitternacht, am dritten Tag des Monats, hier am südlichen Tor.“ Johann Sebastian deutete auf eine Stelle, wo zwei klanglich angespannte Töne in einem ungewöhnlichen Intervall standen. „Das ist der erste Treffpunkt.“

Böhm nickte langsam, die Stirn noch immer gerunzelt, doch in seinen Augen lag nun ein Funken Anerkennung. „Du hast das Ohr eines Meisters, Johann. Es ist, als würdest du zwischen den Linien lesen, nicht nur auf der Oberfläche.“ Seine Stimme war fast ehrfürchtig.

Eine Weile verharrten sie in der Stille, jeder in seinen Gedanken versunken, die Kerzen flackerten, als wollten sie die Geheimnisse des Raumes bewachen. Johann Sebastian spürte eine Mischung aus Erleichterung und Angst, die sich wie eine Melodie in seinem Inneren ausbreitete – eine Melodie, die keine Harmonien kannte, nur Spannung und Erwartung.

„Es ist nicht länger nur Musik“, sagte Johann Sebastian leise. „Es ist Wahrheit in Klang – oder vielleicht Lüge.“ Er sah zu Böhm auf, die Stirn in Sorgenfalten. „Und wir stehen mittendrin.“

Böhm nickte, trat einen Schritt zurück und faltete die Hände. „Dann lass uns vorsichtig weiterhören. Denn in dieser Stadt, Johann, ist das Salz nicht das einzige, was hier geschmuggelt wird.“ Seine Augen glitten zu den Linien, dann wieder zum Fenster, wo die Schatten der Nacht sich verdichteten.

Johann Sebastian nahm das zerknitterte Manuskript in die Hand und glättete es vorsichtig aus, als könnte er durch die Berührung die verborgene Botschaft noch fester verankern. „Ich werde es nicht vergessen. Nicht die Musik. Nicht die Gefahr.“ Seine Stimme war fest, doch tief in ihm pochte die Unsicherheit eines Jungen, der plötzlich mit einer schweren Verantwortung konfrontiert war.

Böhm trat zu ihm, legte einen Arm um die Schultern des Jüngeren – ein seltener, fast väterlicher Moment. „Dann bereite dich vor, mein Junge. Die Melodie ist erst der Anfang.“

Das Kerzenlicht flackerte ein letztes Mal, als würde es die Worte unterstreichen, bevor die Schatten die Kammer wieder umfingen. Die Musik der Nacht begann – leise, geheimnisvoll, und voller Versprechen.

Gefahr im Schatten

Der erste Schritt hallte dumpf auf dem feuchten Steinboden, ein gedämpftes Pochen zwischen dem Knistern

der kupfernen Pfannen und dem leisen Brodeln der Sole. Feuchte Luft umschlang mich wie ein schwerer Mantel, der den Atem träge machte, doch meine Ohren waren wachsam, schärfer als je zuvor. Jeder Tropfen, der in eine der hölzernen Wannen klatschte, jedes Knarzen der Balken über mir – sie formten eine eigentümliche Partitur, in der ich mich bewegte, als wäre ich selbst ein Instrument.

Die Dunkelheit in den Winkeln war tief, zog sich zusammen wie dunkle Fugen in einem Notenblatt, und ich wusste, dass sie mir nicht nur Ruhe brachten. Etwas war anders heute Nacht. Das Salzlager, sonst ein Ort der Arbeit und des stetigen Rhythmus, schien sich in eine Bühne für etwas Düsteres zu verwandeln. Ein falscher Ton, ein verirrtes Geräusch, und die Harmonie brach.

Ich schob die schwere Holztür leise hinter mir zu. Der Widerhall meiner Schritte war kaum mehr als ein leises Flüstern. Unter der Decke dampften die kupfernen Pfannen, die sich im schwachen Licht der Öllampen wie gierige Muscheln öffneten. Ein feuchter Dunst lag in der Luft, und der herbe Geschmack brannte mir auf der Zunge, als wäre die Luft selbst ein Pakt aus Verheißung und Gefahr.

Vor mir lagen die Reihen der Wannen, schmal und lang, gefüllt mit einer trüben Flüssigkeit, die im Zwielficht fast lebendig wirkte. Ich trat vorsichtig zwischen ihnen hindurch, hielt meinen Atem an, als würde ich die Stille selbst kontrollieren können. Doch da – ein kaum hörbares Klacken, das nicht in den Rhythmus der Arbeit passte. Ein Eimer, der zu Boden fiel. Oder war es ein Schritt?

Mein Herz schlug schneller, ein unregelmäßiger Takt, der sich nicht in die Melodie des Salzlagers einfügte. Ich ver-

harrte, lauschte. Das Klirren von Metall, gedämpft und doch scharf wie ein schneidender Akkord. Eine Stimme, kurz und scharf wie ein Steinwurf, schnitt durch das Murmeln der Nacht.

„Hier entlang, Jungchen. Kein Ton zu viel.“

Der Befehl war so kalt wie der Stein unter meinen Fingern, als ich mich an die Wand lehnte. Die raue Oberfläche fühlte sich an wie der Griff einer alten Violine – nicht glatt, aber voller Geschichten. Die Stimme kam aus der Dunkelheit, und ich wusste, dass ich nicht mehr allein war. Der Hinterhalt war kein Zufall.

Ich tastete nach einem sicheren Pfad, meine Sinne wie ein fein gestimmtes Cembalo auf höchste Spannung. Jeder Atemzug, jedes gedämpfte Geräusch, jede Bewegung der Handlanger um mich herum setzte sich zu einem düsteren Kanon zusammen. Schritte, die sich von der Arbeit unterschieden, nicht im gleichen Tempo, nicht im gleichen Klang. Die Hände, die sich an Eimern hielten, aber nicht zum Salz schöpften.

„Schon ganz schön frech, dich hier herumzudrücken“, flüsterte eine andere Stimme, rau und kurzatmig, wie ein schlurfender Bass, der sich in die Höhen schlich.

Der Raum schien sich zu verengen, die Luft wurde dicker, schwerer, und die Verstecke lösten sich auf. Ich spürte, wie mehrere Körper sich bewegten, die Stille durchbrachen und mich einkreisten. Ein falscher Ton, und die Melodie brach zusammen.

Ich machte einen Schritt zurück, spürte den kalten Schweiß an meiner Stirn, doch mein Verstand sammelte die Einzelnoten des Chaos zu einem klaren Bild. Die Handlanger bewegten sich nicht zufällig. Sie waren synchron, abgestimmt auf meine Spur, auf jeden Laut,

den ich unbeabsichtigt von mir gab. Die Falle war gestellt, und ich war die Beute.

Ein Knarren im Holz hinter mir – zu spät, um zu fliehen. Eine Gestalt löste sich aus der Finsternis, schnell und zielstrebig. Die Hand griff nach mir, grob wie ein Hämmererschlag. Ich wich aus, spürte das kühle Salz auf meinem Handgelenk, das scharfe Kratzen der rauen Mauer an meinem Rücken. Mein Herz hämmerte, ein Schlagzeug in der Stille, das ich nicht unterdrücken konnte.

Plötzlich ein Geräusch, das alles veränderte: der leise, aber bestimmte Klang von Schritten, die sich nicht an den Rhythmus der anderen hielten. Ein unregelmäßiges Klopfen, das sich von der Gruppe abhob. Ich erkannte den Unterschied – eine Unregelmäßigkeit, die mir den Fluchtweg verriet.

Ein flüchtiger Blick nach rechts – eine schmale Lücke zwischen den Pfannen, wo das Licht der Lampe kaum hinkam. Ein schmaler Pfad, der mich wegführen konnte. Mein Verstand war ein Komponist, der aus dem Durcheinander eine Melodie formte und sie in Bewegung umsetzte.

Ich stieß mich ab, sprang in die Lücke, spürte, wie meine Füße über den feuchten Stein rutschten, das Salz knirschte unter meinen Sohlen wie ein missgestimmtes Cembalo. Die Handlanger hinter mir riefen Befehle, ihre Stimmen ein rauer Chor aus Drohungen und Überraschung.

„Nicht entkommen!“ klang es, doch ich war schon auf dem Sprung, ein schneller, unregelmäßiger Lauf, der sich nicht in die gleichmäßigen Takte der Verfolger einfügte. Jeder Schritt war ein Ausbruch, ein Crescendo gegen die bedrückende Dunkelheit.

Das Salzlager verwandelte sich in ein Labyrinth aus Klang und Schatten. Ich hörte das Klirren von fallenden Eimern, das Knarren von Holzbalken, das Röcheln hinter mir. Meine Lunge brannte, der kalte Schweiß rann mir über das Gesicht, doch ich konnte die Melodie der Flucht nicht verlieren.

Da, ein lautes Poltern – ein Pfannenrand wurde umgestoßen. Das Geräusch war wie ein dissonanter Akkord, der die Handlanger kurz zurückwerfen ließ. Diese kleine Unordnung war mein rettender Taktwechsel. Ich presste mich gegen die feuchte Wand, atmete tief ein, spürte den Nebel in meinen Lungen.

„Du kommst hier nicht lebend raus, Bube!“

Die Stimme war nah, dunkler als die Nacht selbst, und ich wusste, dass Kellner nicht weit war. Ein Schatten glitt über die Wand, groß und drohend, obwohl ich ihn selbst kaum sah. Die Präsenz reichte, um meine Flucht zu verlangsamen, mich zu zwingen, alle Sinne auf das zu richten, was noch kommen würde.

Doch ich hatte den Klang der Nacht auf meiner Seite. Ein letzter Schritt, ein Sprung, und ich war draußen. Die schwere Holztür schlug hinter mir zu, ein letzter Knall, der die Dunkelheit zerriss. Mein Herz raste noch, ein wildes Präludium, das die Stille der Nacht durchbrach.

Ich lehnte mich keuchend gegen die kühle Mauer, spürte die Körnigkeit auf der Haut, schmeckte die Gefahr in der Luft. Die Gestalten hinter mir blieben stumm, aber ich wusste: Sie waren noch da. Kellners Griff reichte tiefer, als man ahnte.

Ein Blick zurück, nur für einen Moment. Die Finsternis blieb und wartete, als sei sie selbst ein Instrument, das

noch nicht verstummt war.

Und ich, ein junger Musiker, hatte gerade erst die erste Strophe dieses düsteren Stücks gespielt.

Der Orgelraum empfing mich mit der kühlen Umarmung von altem Holz und dem sanften Flackern einer einzelnen Kerze, deren Licht sich zaghaft an den vergoldeten Verzierungen der Pfeifen brach. Ein leises Röcheln schien aus der Orgel selbst zu kommen, als hätte sie meinen hastigen Einbruch in ihre Ruhe missbilligt. Der Geruch von Wachs, feuchtem Stein und einer Spur von Salz lag wie ein undeutlicher Akkord in der Luft, der sich mit dem dumpfen Hall der fernen Glocke mischte.

„Herr Böhm,“ begann ich, meine Stimme noch vom schnellen Atem gezeichnet, „es ist schlimmer als befürchtet.“

Georg hob den Blick von einem leeren Notenblatt, seine Augen, normalerweise so gelassen, trugen jetzt eine Schattenlinie, die ich selten sah. „Sprich,“ sagte er knapp, „doch ohne Umschweife.“

Ich ließ mich auf die hölzerne Bank sinken, spürte, wie das raue Polster sich unter mir zusammendrückte. „Im Salzlager – Kellner hat mich gestellt. Oder besser: seine Handlanger.“ Ich schluckte. „Sie lauern überall. Ich konnte gerade noch entkommen.“

Böhm runzelte die Stirn. „Und du bist sicher? Es könnte eine Übertreibung sein, die Angst malt oft größere Bilder als die Wirklichkeit.“

Seine Worte klangen wie ein wohlgesetzter Ton, doch ich hörte den dissonanten Unterton von Sorge. „Ich

habe es gesehen. Kellners Männer sind nicht nur brutale Schergen, sondern auch geschickt darin, unsichtbar zu bleiben. Sie nutzen die Schatten der Stadt wie Noten in einer Partitur, die nur sie lesen.”

Er schob das Blatt beiseite, und das Knistern des Papiers füllte den Raum wie das Rascheln eines bedrohten Vogels. „Dann ist die Bedrohung größer, als ich angenommen habe. Wenn Kellner seine Finger ins Salzlager streckt, sucht er nach mehr als nur Macht über die Waren.”

„Genau das.“ Ich hob die Hände, als könnte ich die Gefahr sichtbar machen. „Und nicht nur Kellner. Die Stadtwache... ich fürchte, sie sind nicht unschuldig. Sie beobachten, vielleicht sogar helfen.“ Meine Stimme senkte sich zu einem Flüstern, das kaum mehr als ein Schatten war. „Sie sind Teil des Spiels.”

Böhm schloss die Augen, als wolle er die Worte in sich aufnehmen, sie wie Akkorde eines finsternen Stücks analysieren. Als er sie öffnete, lag Entschlossenheit darin. „Das verändert alles. Die Wache ist nicht länger Schutz, sondern ein Teil des Chaos.”

Ich nickte, der Druck in meiner Brust wurde schwerer, als hätte sich die Luft mit unsichtbarem Salz gefüllt, das in die offenen Wunden der Stadt streute. „Wir müssen vorsichtig sein. Ich will nicht, dass noch jemand so in eine Falle tappt wie ich.”

Ein leises Seufzen entwich ihm, ein Klang, der fast in der Orgelresonanz verloren ging. „Vorsicht ist unser neues Gebot. Doch wie bewegen wir uns durch ein Netz, dessen Fäden von denen selbst gesponnen werden, die uns schützen sollten?”

„Vielleicht gibt es keinen Weg ohne Risiko.“ Ich legte die

Finger auf die Bank, spürte die Maserung des Holzes, so unregelmäßig und doch verlässlich, wie die kleinen Wahrheiten, die wir zu greifen versuchten. „Aber wir dürfen nicht schweigen. Wenn wir uns verstecken, gewinnen sie.“

Böhm stand auf, seine Bewegungen waren langsam, bedacht, als wolle er jedem Schritt Gewicht verleihen. „Du bist mutiger, als dein Alter vermuten lässt, Johann. Oder vielleicht naiver.“

„Vielleicht beides.“ Ich erwiderte seinen Blick, ein stilles Versprechen in den Augen. „Aber ich kann nicht anders. Musik lehrt mich, jeder Ruhe folgt ein Ton. Und irgendwann muss der Ton laut werden.“

Er lächelte schwach, ein Schatten von Anerkennung und Sorge zugleich. „Dann lasst uns den Ton finden, der das Dunkel zerschneidet. Doch zuerst müssen wir lernen, in der Stille zu hören, die uns umgibt.“

Die Kerze flackerte, als ein Windzug durch die Ritzen des Fensters strich, und warf tanzende Schatten an die Wand – flüchtige Figuren in einem Spiel aus Licht und Düsternis. Wir schwiegen, jeder in Gedanken versunken, die Schwere der Erkenntnis wie eine Melodie, die sich sanft, aber bestimmt in die Luft legte.

„Was nun?“ fragte ich schließlich, die Stimme leise, aber fest.

„Warten und beobachten.“ Böhm schritt zur Orgel, legte die Hände auf die Tasten, ohne zu spielen. „Wir brauchen mehr als Vermutungen. Ein falscher Ton, und wir sind verloren.“

„Ich werde keine falschen Töne spielen,“ antwortete ich, „aber ich werde auch nicht schweigen.“

Er nickte, ein Abkommen, wortlos und doch bindend. Die Gefahr war real, die Bedrohung gewachsen, und doch lag in unserer gemeinsamen Entschlossenheit eine leise Hoffnung – so zerbrechlich wie eine Kerzenflamme, aber nicht weniger hell.

Das Gespräch ebte ab, und die Ruhe, die zurückblieb, war nicht mehr dieselbe wie zuvor. Sie trug jetzt das Gewicht von Warnungen und Vorsicht, von einer unausgesprochenen Allianz zwischen Schüler und Meister. Die Orgel atmete leise vor sich hin, als wäre sie Zeuge eines stillen Schwurs – dass, trotz allem, die Harmonie nicht gänzlich verloren sein durfte.

Lukas stand mitten im Verhörraum, den Blick starr auf die rauen Backsteine gerichtet, die sich hinter den Wächtern wie eine Mauer aus kaltem Schweigen erhoben. Der muffige Geruch von feuchtem Holz und abgestandenem Rauch kroch in seine Nasenflügel, während das schwache Licht einer fernen Laterne seine Schatten zersplitterte – zerfaserte Silhouetten, die sich kaum von den finsternen Konturen der Männer abheben wollten, die ihn umgaben.

„Ich sage Euch, ich habe nichts getan,“ begann er, die Stimme noch halbwegs gefasst, doch das Zittern darin verriet, dass die Fassade bröckelte. Ein Knarren ertönte, als ein Wächter sich unwillig auf seinem Stuhl bewegte, das Geräusch lag schwer im Raum, wie ein falsch gesetzter Ton in einer sonst stummen Komposition. Lukas hob die Hand, suchte Halt in der Gestik, die sich anfühlte wie ein fehlgeschlagener Akkord. „Ihr müsst mir zuhören. Ich bin unschuldig.“

Kein Laut als Antwort. Nur eine dumpfe Atmosphäre,

die sich wie eine nasse Decke über seine Worte legte. Die Männer standen oder saßen mit verschränkten Armen, ihre Gesichter nur schemenhaft im Halbdunkel zu erkennen. Ihre Augen hafteten nicht an ihm, sondern schienen weit entfernt, woanders – oder vielleicht nirgendwo.

„Ich hab das Salz nicht gestohlen,“ fuhr Lukas fort, mit schärferem Ton, ein Messerstich in die feuchte Luft. „Es war nicht ich. Wer glaubt Ihr, dass ich bin? Ein Dieb? Ein Verräter?“ Die letzten Worte drückte er mit solcher Schärfe aus, dass sie wie kleine Steine auf den Boden des Raumes fielen.

Sein Herz pochte, ein unregelmäßiger Rhythmus, wild und ungestüm, der sich mit dem dumpfen Tropfen von Wasser irgendwo in der Ecke mischte. Lukas ballte die Fäuste, die Knöchel weiß vor Anstrengung, als wollte er den Zorn darin festhalten und doch nicht entgleiten lassen. „Ihr seht mich an, als wäre ich schon schuldig. Als hättet Ihr mich schon verurteilt. Aber ich bin keiner von Euch.“

Ein kurzes Räuspern, kaum mehr als ein Kratzen im Hals, kam von einem der Wächter, der seinen Blick demonstrativ abwandte. Kein Zeichen von Interesse, kein Funken von Zweifel. Nur die unerbittliche Stille, die ihn umzingelte wie eine finstere Melodie, die sich nicht auflösen wollte.

„Gerechtigkeit? Wo ist sie denn?“ Die Stimme brach jetzt, ein verunglückter Takt, aus dem Rhythmus gefallen. „Ihr redet von Recht und Ordnung – doch hier herrscht nur Willkür. Ihr nehmt Euch die Macht, Euch über die Wahrheit zu stellen, und lacht über den, der darunter zerbricht.“ Er spuckte die Worte fast aus, so bitter schmeckten sie ihm auf der Zunge.

Sein Blick suchte einen der Männer, eine Reaktion, irgen-

dein Zeichen, das ihm bestätigte, dass er gehört wurde. Doch die Wächter verharrten, stumm und unbeweglich, wie die stummen Instrumente eines Ensembles, das nicht mehr spielen wollte.

Lukas schluckte, der trockene Geschmack von Verzweiflung breitete sich in seinem Mund aus. Er fühlte, wie die Maske von Kontrolle endgültig zerbrach. Die Schultern spannten sich, die Stimme erhob sich, nun ein rauer Klang, der gegen die harte Atmosphäre des Raumes anschlug. „Ihr verachtet mich. Ihr behandelt mich wie einen Abschaum, der am Rand der Stadt verrotten soll. Aber ich bin kein Dieb. Ich verdiene mehr als das.“

Der Raum schien zu schrumpfen, die engen Mauern drückten auf seine Brust, raubten ihm den Atem. Er griff nach der Lehne eines Stuhls, die raue Oberfläche kratzte unangenehm unter seinen Fingern, doch er brauchte etwas, woran er sich festhalten konnte. „Hört mich an! Ich flehe Euch an!“ Seine Worte zerbrachen, der letzte Ton ein klagendes Flattern, das in der Stille hängen blieb.

Wieder kein Laut. Nur das gedämpfte Rascheln eines Mantels, als einer der Wächter ungeduldig die Haltung wechselte. Lukas' Atem ging stoßweise, unregelmäßig, als wäre er ein Instrument, dessen Saiten zu reißen drohten.

„Ich bin nicht schuld,“ presste er hervor, kaum mehr als ein Flüstern, das dennoch wie ein Donnerschlag in dem engen Raum widerhallte. „Ich habe Euch nichts getan.“

Ein kaltes Lachen, kurz und trocken, schnitt die Luft. Es kam von keinem der Männer, sondern war nur ein Schatten in Lukas' Gedanken – das höhnische Echo seiner eigenen Hoffnungslosigkeit. Er fühlte, wie sich die Verzweiflung wie ein schwerer Schleier um seine

Schultern legte, die Kraft in seinen Beinen nachließ. Für einen Augenblick sank er in sich zusammen, die Schultern sanken, der Kopf fiel leicht nach vorn.

Doch er richtete sich wieder auf, mit schwerem Atem, die Augen glitzerten vor unterdrückten Tränen und Wut. „Ihr habt mich verraten,“ spie er aus. „Ihr und Euer Gesetz. Wer schützt mich vor Euch?“

Die Wächter blieben unbewegt. Ihr Schweigen war ein kalter, unbarmherziger Schlusspunkt, ein stummes Urteil, das schwerer wog als jede Anklage.

Lukas stand da, allein inmitten der Dunkelheit und der Sprachlosigkeit, sein Atem zog sich schwer durch die Kälte des Raumes. Das rote Backsteinmauerwerk schien das letzte Licht zu verschlucken, und mit ihm verschwand auch die Kraft, gegen diese undurchdringliche Wand aus Gleichgültigkeit anzukämpfen.

Sein Blick verengte sich, die Lippen zu einem dünnen Strich gepresst, während das schwere Atmen zu einem dumpfen Rhythmus wurde – das letzte Echo eines verzweifelten Appells, der niemanden erreichte.

Dann war da nur noch Stille.

Das Knarren der Dielen unter meinen Füßen klang scharf und unwillkommen, als wollte es mir den Weg zurück in die Stube verwehren. Ich blieb stehen, atmete schwer, und ein kalter Luftzug schlich durch die schmalen Fensterfugen. Das bleiche Licht der späten Nachmittagssonne drang matt und gedämpft herein, warf zerknitterte Schatten auf die Fachwerkwände, die sich um mich schlossen wie stumme Richter. Die Luft roch nach altem Holz, Staub und der schwachen Spur

von Kaminrauch, die sich hartnäckig in den Ritzen des Fußbodens festsetzte – wie die Erinnerungen, die sich in meinem Kopf weigerten, loszulassen.

Vor mir an der Wand hing ein vergilbtes Blatt mit Musiknoten, dessen Ränder brüchig waren und das auf seltsame Weise schief angenagelt war. Ich hatte es dort vergessen, zwischen den letzten Tagen vergraben, doch jetzt schien es wie ein stummes Zeugnis der Last, die sich langsam auf meine Schultern legte. Meine Finger suchten unwillkürlich das Papier, zogen es vorsichtig herunter, falteten es zwischen den Händen, als wollte ich es zerknüllen – oder vielleicht einfach nur fühlen, dass es noch da war, greifbar, real. Das zerknitterte Pergament raschelte leise, ein zögerndes Flüstern in dem ruhigen Raum.

Ich setzte mich an den schmalen Holztisch, dessen Oberfläche von Tintenflecken und Kerben gezeichnet war, als hätten zahllose Federkiele hier um Aufmerksamkeit gerungen. Den Schreibfedergriff nahm ich in die Hand, ließ ihn unruhig zwischen den Fingern kreisen, obwohl kein Blatt vor mir lag, das der Tinte bedurfte. Das Holz fühlte sich kalt und rau an, widerspenstig gegen meine zitternde Berührung. Die Spitze war stumpf; so wie ich mich fühlte. Ich wollte schreiben, doch die Worte blieben aus – wie ein Ton, der sich nicht finden lässt, obwohl man genau weiß, dass er da sein müsste.

Meine Gedanken waren ein Wirbelsturm aus Fragen, Zweifeln und leisen Ängsten, die sich wie Nebelschwaden in meinem Kopf ausbreiteten. War ich wirklich der Richtige für dieses Spiel? Ein Junge, der in der Welt der Erwachsenen zwischen Schatten und Lügen tastete, ohne zu wissen, ob der Boden unter seinen Füßen nicht jederzeit nachgeben würde. Hatte meine Neugier mich in eine Falle gelockt? War das, was ich suchte, nicht

die Wahrheit, sondern ein Abgrund, der mich verschlingen würde? Ich spürte die Kälte des Versagens, die sich wie ein unsichtbarer Mantel um mich legte, drückte und schnürte mir die Luft ab.

In der Ruhe, die nur vom gelegentlichen Kratzen des Schreibgeräts unterbrochen wurde, flüsterte ich leise vor mich hin, ein Gespräch mit mir selbst, das keiner hören sollte. „Was, wenn ich nicht stark genug bin? Was, wenn dieser Choralschluss nicht nur eine dissonante Note ist, sondern ein Zeichen meines eigenen Missklangs?“ Meine Stimme war kaum mehr als ein Schatten, ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse meiner Gedanken.

Meine Augen hefteten sich wieder auf das Musikblatt. Die Linien, die schwarzen Punkte – sie schienen sich in ein rätselhaftes Muster zu verweben, als wollten sie mir etwas sagen, das ich nicht verstand. Das zerknitterte Pergament war wie ein Spiegel meiner eigenen Unruhe: faltig, unruhig, voller verborgener Brüche. Ich fragte mich, ob jemand anderes diese Zeichen lesen konnte – oder ob sie nur für mich bestimmt waren, als Warnung oder als Mahnung.

Der Raum um mich wirkte plötzlich noch enger, die Decke tiefer, als hätte sie sich über mich gesenkt. Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug, der Puls in meinen Schläfen hämmerte. Nervös spielte ich mit dem Federkiel, ließ ihn fallen und fing ihn wieder auf, als könnte ich so die Gedanken fangen, die mir entglitten. Meine Hände waren feucht, und ich wusste, dass der Schweiß nicht nur von der Hitze kam, sondern von der Furcht, die sich langsam in mir breit machte.

Ich stand auf, ging langsam zur Wand, berührte die raue Oberfläche des Fachwerks. Die Struktur war fest,

beruhigend in ihrer Beständigkeit, doch die Ritzen, in denen der Staub lag, erinnerten mich daran, wie leicht auch das Stärkste zerfallen konnte. „Vielleicht“, dachte ich, „ist die Wahrheit gar kein klarer Klang, sondern ein verworrener Akkord, der erst durch die falschen Hände zum Chaos wird.“

Ich drehte mich um, sah auf die bescheidene Kerze, die in der Ecke stand, ihr Licht schwach und flackernd. Der Schatten, den sie warf, bewegte sich wie ein unruhiger Geist an der Wand entlang. Das schwache Flackern erinnerte mich daran, dass auch ich noch brennen konnte – wenn auch nur schwach und unsicher. Ein kurzer Moment der Hoffnung, bevor die Dunkelheit wieder überhandnahm.

Ein tiefer Atemzug. Die Luft schmeckte nach Rauch und alter Zeit, und ich fühlte, wie sich die Enge in meiner Brust weitete – nur für einen Augenblick. „Jakob würde sagen, ich muss weiterspielen“, murmelte ich, die Worte waren kaum mehr als ein leises Echo, das zwischen den Dielen widerhallte. „Auch wenn die Melodie brüchig klingt.“

Doch die Zweifel waren hartnäckig. „Was, wenn ich falsch liege? Wenn Lukas unschuldig ist und ich ihn zerbreche? Wenn ich die Schatten nicht nur jage, sondern selbst darin verschwinde?“ Meine Stimme verlor sich, wie ein Ton, der zu lange gehalten wurde und schließlich zerbrach.

Ich starrte aus dem Fenster, sah, wie die Dämmerung sich über die Stadt legte. Die Gassen waren leer, und die Lichter der Laternen begannen zu flackern – kleine, trügerische Sterne in der wachsenden Dunkelheit. Salz lag in der Luft, scharf und beißend, wie die Wahrheit, die ich suchte. Doch sie war noch verborgen, wie die

Klänge in einem unvollendeten Choral, der erst durch die Stille seine Bedeutung fand.

Mein Blick kehrte zum Tisch zurück, zum zerknitterten Musikblatt. Ich legte die Hand darauf, spürte die Unebenheiten des Papiers, den Staub, der sich in den Falten sammelte. Es war nicht nur ein Stück Papier – es war das Gewicht meiner eigenen Zweifel, meiner Ängste und meiner Hoffnungen.

„Vielleicht“, dachte ich, „ist es nicht die Klarheit, die uns voranbringt, sondern das Ringen mit dem Unbekannten.“ Und mit diesen Worten schloss ich die Augen. Das Schreibgerät fiel von der Tischkante, ein leises Klacken, das in der Ruhe nachhallte wie ein letzter Ton vor dem Schweigen.

Der Atem stockte, die Gedanken verharrten – unsicher, zögernd, wie eine Melodie, die noch nicht gefunden war. In diesem Moment war ich nicht mehr nur ein Junge mit einem Federkiel; ich war ein Suchender, gefangen zwischen den Noten eines Lebens, das sich nicht leicht entschlüsseln ließ.

Ich öffnete die Augen, nahm einen tiefen Zug frischer Luft, die von Salz und Rauch durchzogen war, und sah wieder hinaus. Die Dämmerung verschluckte die letzten Farben des Tages, und in der Ferne begann das leise Summen der Stadt, das Flüstern von Geheimnissen, die noch keiner zu singen wagte.

Die Krise war nicht vorbei. Sie hatte gerade erst begonnen.

Schlinge zieht sich zu

Der dumpfe Schlag von Stiefeln auf feuchtem Pflaster riss mich aus der halb schlaftrunkenen Dämmerung, die sich über den Hof der Stadtwache gelegt hatte. Ein Klirren von Metall, scharf und unvermittelt, schnitt durch die Nacht wie eine Dissonanz in einer sonst wohlgestimmten Komposition. Ich hob den Kopf, suchte nach der Quelle des Geräuschs – und fand mich plötzlich umstellt.

Drei Männer in robusten Lederrüstungen traten aus den Schatten des Backsteinmauerwerks hervor, ihre Gesichter nur durch das flackernde Licht der Fackeln schemenhaft erkennbar. Das flackernde Feuer warf tanzende Schatten, die sich wie lebendige Notenlinien an die rauen Wände schmiegt. Die Luft war schwer vom Geruch nassen Holzes, vermischt mit dem scharfen Salzgeruch, der aus der Ferne von der Elbe herüberwehte.

„Johann Sebastian Bach“, sagte der größte der Wächter mit einer Stimme, die so hart klang wie das Knarren eines alten Türschlosses. „Du bist festgenommen.“

Ich schluckte, das Herz schlug mir wie ein zu schnell angeschlagener Taktstock. „Wofür?“, brachte ich hervor, mich gegen den plötzlichen Griff an meinem Arm wehrend. „Ich habe nichts getan! Bitte, hört mich an!“

Seine Antwort war ein kaltes, abweisendes Nicken. „Keine Diskussion. Komm mit.“

Die Schritte der Wächter hallten dumpf zwischen den Mauern, ein monotoner Rhythmus, dem ich nicht entkommen konnte. Meine Stimme blieb am Boden

liegen, während ich hinter ihnen hergetrieben wurde, jeder Schritt ein schwerer Takt in einer Symphonie aus Angst und Verzweiflung.

Ich versuchte zu erklären, Worte sprudelten heraus wie zerstreute Noten auf einem zerknitterten Blatt: „Ich suche nur die Wahrheit, das wisst ihr doch! Diese Vorwürfe sind falsch – ich kann es beweisen!“

Doch kein Ohr war für meine Klage offen. Ihr Schweigen war ein bleierner Vorhang, der sich zwischen mir und der Welt spannte. Der Ruf der Gerechtigkeit – so oft ein sanfter, führender Ton – wurde hier zu einem erstickten Flüstern.

Das Tor zur Wache öffnete sich mit einem tiefen Seufzer aus Eisen und Holz, als wollte es die Last der ankommenden Gefangenen spüren. Die Fackeln zischten, ihre Flammen warfen flackernde Schatten auf meine bleichen Hände, die noch immer zitternd nach Freiheit tasteten.

Der Geruch von feuchtem Stein und abgestandenem Rauch drang mir entgegen, als wir durch einen engen Gang schritten. Die Wände schienen näher zu rücken, als hätten sie beschlossen, mich zu verschlingen. Jeder Schritt hallte wider, ein nervöses Echo in der kalten Stille.

Die Zelle war ein düsteres Loch, dessen Wände grob und unnachgiebig waren wie die Töne eines tiefen Basstones, der unaufhörlich in der Luft hängt. Eine Holzpritsche stand kahl in der Ecke, ihr raues Holz fühlte sich unter meinen Fingern an wie die raue Oberfläche eines schlecht gespielten Cembalos. Ein kleines Fenster aus vergittertem Glas ließ nur den schwachen Schein einer fernen Straßenlaterne herein, die wie ein fernes, unerreichbares Glitzern wirkte.

Ich ließ mich nieder, spürte die Kälte der Steinmauern durch mein Hemd kriechen. Der muffige Geruch – eine Mischung aus Schimmel, altem Holz und der resignierten Hoffnungslosigkeit – legte sich wie ein Schleier über meine Sinne.

Meine Finger fanden die Lippen, und unwillkürlich begann ich zu summen. Eine dissonante Melodie, die ich erst kürzlich gehört hatte, schwebte leise durch die Stille, ein Klang, der gleichermaßen Verzweiflung und Widerstand ausdrückte. Es war keine schöne Melodie, eher ein schiefer Akkord, der das Chaos in meinem Inneren spiegelte.

Die Tür schlug hinter mir zu, ein massives, endgültiges Geräusch, das mich in die Dunkelheit schnitt. Der Nachhall verklang, doch in meinem Inneren blieb er präsent – ein Ton der Gefangenschaft, ein Laut, der den Verlust von Freiheit in sich barg.

Ich saß da, allein mit dem kalten Stein, den Schatten und dem Nachklang meiner eigenen Stimme. Der Kampf um Gehör, um Gerechtigkeit, schien plötzlich so fern, so ungreifbar wie eine Melodie, die inmitten eines Sturms verloren geht.

Aber irgendwo, tief in mir, lag noch ein Funke, eine verborgene Note, die sich weigerte zu verstummen. Ein stiller, aber unbeirrbarer Rhythmus, der mich wissen ließ: Dies ist nicht das Ende. Noch nicht.

Der schwere Riegel der Tür knarrte, als Georg Böhm eintrat, begleitet vom scharfen Geruch nach Leder und Schmiedefeuer, der in der Luft hing wie ein ungebetener Gast. Das gedämpfte Licht der Fackeln ließ die groben

Holzbalken der Decke flackern, und das Knarren der Diele unter seinen Stiefeln klang wie ein vorzeitiges Urteil. Der Raum war karg, nur eine massive Eichenplatte und einige hölzerne Stühle boten die einzige Möblierung. An den Wänden hingen längst verblasste Zeichen und ein paar rostige Haken, die eher an Folterwerkzeuge als an Ordnung erinnerten. Hier herrschte Autorität, schwer wie das Salz, das die Stadt umgab – unnachgiebig, kalt und manchmal bitter.

Vor dem Möbelstück stand der Wachhauptmann, ein Mann mit faltigem Gesicht und Augen, so scharf wie ein Messergriff. Seine Stimme war ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse, als er ohne Umschweife fragte: „Ihr seid also der Herr Böhm, der sich um den Jungen sorgt? Was wollt Ihr hier?“

Böhm verbeugte sich kaum merklich, seine Stimme ruhig, aber bestimmt: „Ich bin Georg Böhm, Organist und Lehrer an der Michaeliskirche. Ich bitte um Gehör, um die Unschuld Johann Sebastian Bachs zu bezeugen.“

Der Kommandant musterte ihn, als könne er aus Böhms Worten den Wert eines Salzstreuers ablesen – ob er nützlich oder nur unnütz war. „Unschuld? Der Knabe wurde inmitten eines Verbrechens aufgegriffen. Dissonante Klänge in einem Chor, die mehr als nur musikalische Irrtümer waren. Es spricht einiges gegen ihn.“

Böhm ließ sich nicht beirren, die Worte kamen klar und präzise, wie eine wohlgesetzte Melodie: „Die Dissonanz, die Sie erwähnen, ist kein Zeichen des Verrats, sondern ein Schlüssel zur Wahrheit. Johann Sebastian ist sechzehn Jahre alt – zu jung, um ein Komplize zu sein, zu jung, um die Verschlagenheit zu verstehen, die Sie ihm unterstellen. Sein Charakter ist rein, seine Absicht die Aufklärung.“

Der Offizier verschränkte die Arme, die Stimme wurde rauer: „Und doch fehlt der Beweis für diese Reinheit. Wir können uns nicht auf bloße Worte verlassen.“

„Dann hören Sie auf die Musik, nicht nur auf die Worte.“ Böhm trat näher, die Hände ruhig auf die Platte gelegt. „Der Chor, den Bach interpretierte, trägt eine dissonante Note, die nicht zufällig ist. Es ist ein musikalischer Code, eine versteckte Botschaft, die auf die wahren Schuldigen hinweist. Der Junge ist kein Täter, sondern ein Zeuge, dessen Gehör und Verstand uns den Weg zeigen können.“

Die Offiziere hinter dem Kommandanten tauschten Blicke, ein leises Murmeln erfüllte den Raum. Böhm bemerkte den Moment, in dem Zweifel wie ein feines Nebelband durch den Raum zog. Die Pflicht, schnell zu urteilen, rang mit der Pflicht zur Gerechtigkeit.

„Ein Code?“ fragte ein jüngerer Offizier, dessen Stimme noch nicht ganz von Misstrauen verhärtet war. „Wie können wir sicher sein, dass diese Musik nicht Teil eines Plans ist?“

Böhm lächelte kaum merklich, nicht amüsiert, sondern wissend. „Musik ist Wahrheit in Tönen. Sie lügt nicht. Ein Komplize würde den Code nicht offenbaren, sondern verschleiern. Johann Sebastian hat den Mut, das Chaos der Noten zu durchdringen und die Ordnung zu erkennen.“

Der Kommandant kniff die Augen zusammen, als spürte er, wie seine Überzeugungen wankten. „Ihr vertraut ihm also blind?“

„Nicht blind“, erwiderte Böhm mit Nachdruck. „Aber mit dem Wissen um seine Fähigkeiten und seinen Charakter. Ein Fehlurteil gegen einen unschuldigen Jungen wäre Gift für unsere Stadt. Salz in Wunden,

die niemals heilen.“

Ein Raunen ging durch den Raum, als die Worte ihre Wirkung zeigten. Der jüngere Offizier trat vor, seine Stimme sacht, doch bestimmt: „Wenn er wirklich so wichtig ist, wie Ihr sagt, warum wurde er dann nicht sofort als Zeuge behandelt? Warum die Zelle?“

Böhm seufzte leise, als wäre die Antwort eine melancholische Kadenz: „Weil Angst und Misstrauen den Blick trüben. Weil es leichter ist, den Boten zu bestrafen als die Nachricht zu hören. Aber ich bitte Euch, gebt ihm die Chance, seine Unschuld zu beweisen. Lasst ihn sprechen, lasst die Musik für ihn sprechen.“

Die Stille senkte sich schwer über den Raum, nur das leise Flackern der Fackeln und das entfernte Knarren der Stadtmauer waren zu hören. Der Vorgesetzte schaute zu seinen Männern, seine Stimme wurde weicher, fast widerwillig: „Wir können uns keine Fehler leisten, Herr Böhm. Aber auch keine hastigen Urteile. Wir werden ihn freilassen – vorläufig. Unter Aufsicht. Ein Fehltritt, und er kehrt zurück.“

Böhm nickte, die Erleichterung in seinem Inneren war gedämpft von der Vorsicht, die diese Zusage begleitete. „Das ist mehr, als ich zu hoffen wagte. Ich danke Euch.“

Als Böhm sich wandte, um zu gehen, blieb der Kommandant mit einem Nachsatz zurück, der mehr als nur Warnung war: „Ihr erwartet nicht, dass wir ihm blind vertrauen. Nicht wahr?“

„Vertrauen ist eine Melodie, die langsam erklingt“, antwortete Böhm leise und verschwand im Schatten der Tür.

Draußen lag die Nacht schwer und still über Lüneburg, wie ein gedämpfter Akkord, der auf die nächste Phrase

wartete. Georg Böhm atmete tief ein, den Geruch von feuchtem Holz und Salz in der Lunge, und wusste, dass dies nur die erste Strophe eines längeren Stückes war – eines, in dem Wahrheit und Täuschung sich wie kontrapunktische Stimmen begegneten.

Das Knarren des rostigen Scharniers kündigte das Öffnen der schweren Zellentür an, ein scharfer Ton, der sich in meiner Erinnerung einkratzte wie ein schiefer Akkord inmitten eines wohlgestimmten Chors. Ein kalter Luftzug strich herein, trug den beißenden Geruch von feuchtem Stein und faulem Holz mit sich, den Geruch der Freiheit, der zugleich schmeichelte und drohte. Meine Hände waren noch leicht taub vom kalten Eisen der Fesseln, und als ich aufstand, spürte ich das raue Mauerwerk an meinem Rücken, das sich wie ein stummer Zeuge der vergangenen Stunden anfühlte.

Der Wächter, ein grobschlächtiger Mann mit einer Stimme, die eher knurrte als sprach, trat zurück und deutete mit einer knöchigen Hand auf den schmalen Gang, der zum Ausgang führte. „Los, Junge. Vorwärts.“ Sein Ton war knapp, als wolle er keine Zeit mit Höflichkeiten verlieren, doch ich nahm die Einladung dankbar an, wie ein Musiker den ersten Takt eines neuen Stückes – unsicher, aber voller Erwartung.

Draußen empfing mich die Dämmerung der Stadtwache, ein trübes Licht, das durch das matte Glas der Laternen schimmerte und Schatten auf das nasse Kopfsteinpflaster warf. Der Geruch von Salz lag in der Luft, scharf und klar, als wollte er mir zuflüstern, dass die Stadt trotz allem lebte und atmete. Ein ferner Flügelschlag – vielleicht eine Krähe, die sich erhob

– mischte sich in das murmelnde Stimmengewirr der Wachen.

Ich atmete tief ein, spürte, wie sich die Kälte in meine Lungen fraß und zugleich etwas in mir belebte. Freiheit war ein zerbrechliches Instrument, das sofort verstimmt werden konnte. Doch jetzt, hier draußen, schien es zumindest möglich, eine neue Melodie anzustimmen.

„Johann!“ Die Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Georg Böhm stand am Rand des Hofes, sein Blick scharf, aber nicht hart. In seinen Augen lag eine Mischung aus Erleichterung und der kühlen Berechnung eines Komponisten, der die nächste Phrase seines Werkes bereits vor sich sah.

Ich ging auf ihn zu, die Schritte fühlten sich noch ungewohnt schwer an, als hätte ich das Gewicht der letzten Stunden in den Knochen. „Herr Böhm,“ sagte ich, bemüht, die Nervosität zu verbergen, „ich danke Ihnen... für alles.“

Knapp nickte er, ein fast freundliches Lächeln spielte um seine Lippen, das jedoch sofort von der Ernsthaftigkeit seiner Haltung überlagert wurde. „Es war ein kleiner Sieg, Johann. Aber ein wichtiger. Doch der Kampf ist noch nicht gewonnen.“ Die Stimme blieb ruhig, präzise, wie das Saitenzupfen eines Cembalos – klar und bestimmt.

„Ich spüre das,“ erwiderte ich und versuchte, meine wiederkehrende Unruhe zu bändigen. „Die Wachen mögen mich freigelassen haben, aber die Gefahr bleibt.“

Böhm blickte sich um, als wolle er sicherstellen, dass uns niemand ungebeten belauschte. Dann senkte er die Stimme, die Worte wurden zu einem leisen Flüstern, das sich wie ein Schatten zwischen uns legte. „Der Alte

Kai – dort sammeln sie sich. Die Schmugglerbande hat diesen Ort auserkoren, um ihre Geschäfte im Verborgenen abzuwickeln. Das sagte man mir.“

Ich nickte, das Bild formte sich in meinem Geist, scharf umrissen wie die Konturen eines bekannten Liedes. Der verfallene Ladeplatz am Hafen, dessen morsches Holz unter der Last der Jahre ächzte wie eine schlecht gestimmte Harfe. Ein Ort zwischen Stadt und Fluss, zwischen Licht und Schatten – genau der richtige für dunkle Geschäfte.

„Wie wollen wir vorgehen?“ fragte ich, bemüht, meine Stimme fest klingen zu lassen, obwohl ein Teil von mir vor dem Unbekannten zitterte.

Böhm zog ein zerknittertes Pergament hervor, das er sorgsam entfaltete. Die Karte war mit feinen Linien und Zeichen versehen, die ich nur zum Teil entziffern konnte. „Wir beobachten. Vorsichtig. In kleinen Gruppen, zu unterschiedlichen Zeiten. So entgeht man der Aufmerksamkeit.“ Mit dem Finger tippte er auf eine Stelle nahe des Anlegers. „Hier, an der Ecke, ist ein Versteck. Von dort aus kann man den Verkehr am besten überwachen, ohne selbst entdeckt zu werden.“

Mein Herzschlag beschleunigte sich, die Vorstellung, mitten in diesem Netz aus Geheimnissen zu stehen, entfesselte eine Mischung aus Furcht und Begeisterung. „Und die Wachen? Sie könnten misstrauisch werden.“

Kaum merklich lächelte Böhm, ein Ausdruck, der mehr warnte als beruhigte. „Risiko gehört dazu. Aber wir müssen klug sein. Nicht wie die ungestimmten Stimmen eines Chors, die nur Lärm machen. Sondern wie die einzelnen Töne, die zusammen eine Melodie formen.“ Er sah mich an, die Augen forschend. „Du hast ein feines Ohr, Johann. Du wirst hören, was andere überhören.“

Ich fühlte mich zugleich geschmeichelt und erdrückt. Dieses Vertrauen – ein kostbares Gut, das ich nicht enttäuschen durfte. „Ich werde wachsam sein,“ versprach ich, „und mich nicht entmutigen lassen.“

Ein Nicken von ihm folgte. „Gut. Aber vergiss nicht: Es geht nicht nur um Mut oder Neugier. Es geht um Geduld und Verstand. Manchmal ist das Verharren an einem Ort lauter als jeder Klang.“

Ich sah ihn an, erkannte in seinen Worten die Geduld eines erfahrenen Lehrers, der wusste, dass jede Entdeckung ihre Zeit brauchte. „Wann beginnen wir?“

„Noch heute Nacht. Die Dunkelheit ist unser Verbündeter, ebenso wie die Kälte, die die Sinne schärft.“ Den Mantel zog er enger um sich, als wolle er sich gegen die herannahende Nacht schützen. „Treffpunkt ist hier, bevor der Mond hochsteht. Und Johann – vertraue auf dich selbst. Das ist deine erste und wichtigste Waffe.“

Draußen begannen die Schatten länger zu werden, das letzte blasse Licht verschwand hinter den Dächern. Die Stadt atmete tief, als bereite sie sich auf eine neue Strophe vor, deren Melodie noch ungeschrieben war.

Ich atmete noch einmal tief ein, spürte das Salz der Luft, das Rascheln meines Gewandes und das leise Knarren der Holzbalken über uns. Der Moment war gekommen, an dem aus Gefangenschaft eine Aufgabe erwuchs – eine Aufgabe, die mich fordern und formen würde.

„Ich danke Ihnen, Herr Böhm,“ sagte ich leise, „für Ihre Führung. Ich werde mein Bestes geben.“

Er legte mir eine Hand auf die Schulter, ein fester Griff, der mehr sagte als Worte. „Das weiß ich, Johann. Und daran wird sich nichts ändern – weder im Dunkel noch im Licht.“

Wir verließen den Hof der Stadtwache, unsere Schritte hallten leise auf dem Stein, ein leises Echo der Entschlossenheit. Vor uns lag der verfallene Anlegeplatz und mit ihm ein verschlüsseltes Spiel aus Geräuschen, Geheimnissen und der Hoffnung auf Gerechtigkeit.

Die Nacht empfing uns mit offenen Armen – kalt, dunkel und voller Möglichkeiten.

Nächtliche Schatten

Der Hof lag im Zwielflicht, ein dünner Nebel kroch zwischen den schiefen Holzbalken und legte sich wie ein hauchdünnes Tuch über den feuchten Steinboden. Das Knistern der Laterne, die Georg Böhm in der Hand hielt, schnitt durch die Stille wie ein schriller Ton in einem sonst wohlgestimmten Akkord. Johann Sebastian Bach folgte ihm mit einem Blick, der zwischen Neugier und Vorsicht schwankte. Sein Herz schlug schneller als das leise Tropfen vom Dachfirst, das irgendwo im Halbdunkel das Taktmaß vorgab.

Ein paar Schritte entfernt, hinter dem hölzernen Tor, standen sie. Ein halbes Dutzend Männer, Arbeiter, ihre Gesichter vom Schatten gezeichnet, aber wachsam. Ihre Stimmen waren gedämpft, kaum mehr als ein Raunen unter dem Rauschen der Ilmenau. Das Rascheln von Stoff und das leise Scharren von Holz- und Steinabsätzen mischten sich mit dem salzigen Wind, der vom Fluss herüberwehte. Salz – das stille Lebenselixier der Stadt – lag auch hier in der Luft, unsichtbar, aber präsent, wie eine unsichtbare Melodie.

Böhm trat vor, seine Stimme weich, doch bestimmt.

„Wir wissen, was hier vor sich geht. Kellner's Schatten reicht weit, doch nicht weit genug.“ Seine Worte hingen zwischen den Männern, schwer und doch hoffnungsvoll. Bach spürte, wie sich die Spannung im Hof verdichtete, wie ein Akkord, der sich langsam aufbaut, bevor er in einem Crescendo aufbricht.

Ein großer, breitschultriger Arbeiter, dessen Hände von der Arbeit rau und schwierig waren, trat vor. Sein Blick war misstrauisch, aber nicht feindselig. „Und warum sollten wir Euch trauen? Kellner hat seine Augen überall. Ein falsches Wort, und...“ Er machte eine knappe Bewegung mit der Hand, die mehr sagte als Worte.

Bach trat einen Schritt vor, seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern, doch getragen von der Entschlossenheit eines jungen Mannes, der mehr gesehen hatte, als ihm lieb war. „Weil wir nicht allein sind. Weil wir wissen, was Kellner wirklich plant. Und wir wollen nicht länger zusehen, wie er die Stadt zerreißt.“ Seine Worte fanden ihren Weg durch die kühle Luft, schwebten wie ein leiser Ton, der sich langsam in den Köpfen der Männer festsetzte.

Ein anderer, kleinerer Mann, dessen Gesicht von Sorgenfalten durchzogen war, nickte langsam. „Es gibt mehr unter uns, die genug haben. Aber Kellner's Handlanger sind überall. Wir brauchen einen Plan. Einen sicheren Plan.“ Seine Stimme war rau, doch die Hoffnung schimmerte durch.

Georg Böhm lächelte kaum merklich, ein Ausdruck, der mehr sagte als jede Rede. „Genau dafür sind wir hier. Um einen Plan zu schmieden, der Kellner ins Wanken bringt.“ Er zog ein zerknittertes Stück Pergament aus seiner Tasche, das im fahlen Licht der Laterne schimmerte. „Wir beobachten den Alten Kran. Dort werden

wir die nächsten Schritte sehen – und die Schwächen, die wir brauchen.“

Bach spürte, wie sein Magen sich zusammenzog, eine Mischung aus Angst und Vorfreude. Seine Finger kribbelten vor Anspannung, als er das Pergament betrachtete, das mehr war als nur Papier – es war ein Schlüssel, ein Versprechen auf Veränderung.

Ein leises Knarren ließ alle erstarren. Aus dem Schatten trat ein Stadtwächter, die Rüstung vom Nebel matt getrübt, das Schwert an der Seite nur halb verborgen. Sein Blick war scharf, prüfend – ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse. „Ihr wagt es, im Verborgenen zu sprechen?“ Seine Stimme war ruhig, doch das Misstrauen darin schnitt tiefer als jedes Schwert.

Böhm trat vor, die Hände offen, ein Zeichen der Friedfertigkeit. „Wir suchen keinen Streit, nur Gerechtigkeit.“ Ein kurzer Blickwechsel zwischen dem Wächter und den Arbeitern folgte. Bach vernahm das gedämpfte Klirren der Rüstung, das sich allmählich legte wie ein schwerer Vorhang, der sich hebt.

Der Wächter nickte schließlich, kaum merklich, doch für Bach laut genug. „Ich werde Eure Worte hören – im Vertrauen, dass Ihr nicht verrätet.“ Ein stilles Einverständnis, das mehr sagte als tausend Versprechen.

Bach atmete tief ein, der Geruch von feuchtem Holz und kaltem Stein vermischte sich mit dem Salz, das wie eine unsichtbare Melodie durch die Luft zog. Er fühlte, wie sich eine unsichtbare Verbindung spannte, ein Netz aus Hoffnung und Gefahr, das sich langsam zusammenzog.

„Dann lasst uns beginnen,“ sagte Böhm leise. „Wir treffen uns hier bei Nachtfall. Jeder weiß, wohin er gehört. Beobachten, melden, schweigen.“ Seine Stimme war ein

ruhiger Takt, der die Gruppe zusammenhielt.

Ein kaum hörbares Nicken, ein gedämpftes Murmeln der Zustimmung – und aus der Dunkelheit des Hofes löste sich die Gruppe langsam auf, jeder in seine eigene Richtung, getragen von der neuen Verbundenheit und der Last des Geheimnisses.

Bach blieb noch einen Moment stehen, sah zum Himmel, wo die ersten Sterne wie punktierte Notenblätter über der Stadt funkelten. Es war ein zarter Anfang, ein leises Thema, das sich langsam zu einer Sinfonie des Widerstands entwickeln sollte.

Ein Geräusch – ein Schatten, der sich hastig bewegte – ließ ihn zusammenfahren. Doch es war nur eine Katze, die zwischen den Steinen verschwunden war. Ein kurzer Moment der Alarmbereitschaft, der Erinnerung daran, dass die Nacht voller Augen war, die nicht alle Freunde sein würden.

Die Laterne flackerte, und Böhm legte die Hand auf Bachs Schulter. „Es wird nicht leicht, Johann. Aber zusammen sind wir mehr als nur Stimmen im Dunkeln.“ Sein Blick war ruhig, doch die Entschlossenheit darin war ein festes Fundament.

Bach nickte, ein leises Lächeln, das mehr Mut ausstrahlte, als er zu hoffen gewagt hatte. „Ich bin bereit.“

Und so begann die Nacht, mit einem stillen Versprechen, verborgen in den Schatten, getragen vom leisen Klang einer bevorstehenden Rebellion.

Das Knarren der alten Holzbalken war kaum mehr als ein Flüstern, doch in der Stille der Nacht drang jeder Ton scharf durch die kühle Luft. Johann stand mit gedrücktem Rücken in der dunklen Ecke des verfallenen Schuppens am Alten Kran, die Finger umklammerten das rauhe Holz, das von Salz und Flußfeuchte getränkt war. Neben ihm hielt Georg Böhm die Augen wachsam offen, seine Silhouette verschmolz mit dem Schatten, der sich wie ein schwerer Schleier über den Kai legte.

Das leise Plätschern der Ilmenau vermischte sich mit dem entfernten Knarren eines Mastes, das von einem Schiff herüberwehte. Arbeiterstimmen, gedämpft und rau, rollten wie ein leiser Wellenschlag durch die Nacht. Es war eine Melodie aus Geflüster, leisen Lauten und gelegentlichen, scharf eingeschnittenen Befehlen. Bach spürte, wie sein Herzschlag sich mit dem Rhythmus verband, jeder Pulsschlag eine Pause, jede Ausatmung ein Ton, der in die Dunkelheit entwich.

„Hör genau hin, Johann,“ hauchte Böhm, kaum mehr als ein Hauch. „Nicht nur die Worte zählen, sondern wie sie gesagt werden. Manchmal ist der Tonfall der Schlüssel.“

Johann neigte den Kopf leicht zur Seite, die Ohren spitzten sich wie die Saiten einer Laute. Sein absolutes Gehör ließ ihn nicht nur die Worte hören, sondern auch die Zwischentöne – das winzige Zittern in der Stimme des Sprechers, die unerwarteten Pausen, das scharf gesetzte Betonungszeichen, das einer musikalischen Fermate glich. Es war, als lausche er einem verborgenen Kanon aus gesprochenen Noten, die sich zu einem geheimen Satz fügten.

Aus der Dunkelheit vor dem Kran drangen Stimmen, rau und gedämpft zugleich. Zwei Männer, ihre Worte

nur Bruchstücke, doch Johann sammelte sie wie Notenblätter, die sich zu einer Partitur zusammenfügten.

„... morgen... Wagen... Salz... Hintertor...“

Ein kurzes Raunen, gefolgt von einem scharfen Einwurf.

„Kellner will's genau wissen. Kein Risiko.“

Johanns Gedanken schnitten die Worte auseinander. „Hintertor“ – das war kein zufälliger Begriff, sondern eine Chiffre, ein geheimer Zugang. „Kellner“ – der Name fiel nun zum zweiten Mal. Die Äußerung trug die Schärfe eines scharfkantigen Steinwurfs in einer stillen Gasse. Ein Hinweis, der im Schatten steckte.

Böhm zog die Stirn kraus. „Kellner. Der Mann, den wir fürchten. Du hast recht. Das ist mehr als nur ein Gerücht.“ Seine Stimme klang leise, doch hinter dem Ton lag eine Warnung, fast wie ein dissonanter Akkord, der die Harmonie der Nacht störte.

Johanns Augen suchten die Umgebung ab. Im fahlen Licht der fernen Laternen zeichnete sich der Umriss eines weiteren Schuppens ab, wo sich zwei weitere Gestalten leise austauschten. Das Rascheln von Stoff, das dumpfe Tappen von Stiefeln auf nassem Holz. Sein Gehör lockte Details hervor: Ein undeutliches Klirren, als würde jemand eine Kette ablegen; ein leises Husten, das im Rhythmus einer nervösen Melodie pulsierte.

„Sie sprechen von Wagen, Salz und Routen,“ murmelte Johann, die Stimme kaum hörbar. „Ich höre eine Art Muster in ihren Worten. Fast so, als würden sie sich in Noten verstecken.“

Böhm nickte knapp. „Genau. Salz und Wagen sind der Taktstock ihres Spiels. Wenn wir das Muster entziffern, wissen wir, wann und wo sie zuschlagen.“

Die Zeit schien sich zu dehnen, jede Sekunde ein gedehnter Ton, der sich in Johann einschnitt. Er fühlte die Kälte, die ihm von der Ilmenau herüberwehte, vermischt mit dem salzigen Geruch, der sich wie ein unsichtbarer Mantel um den Kai legte. Es war das Salz der Stadt, das Salz der Geheimnisse.

„Hast du die Namen gehört?“ fragte Böhm, plötzlich mit schärferem Tonfall, die Skepsis in seinen Worten wie ein dissonanter Akkord, der die Harmonie störte.

Johann dachte nach, während ihm einzelne Worte wie Schatten durch den Kopf huschten. „Nur Andeutungen. Ein 'Jakob', vielleicht 'Henrik'. Aber sie sagen die Namen fast wie Noten, die zu schnell gespielt werden, um sie ganz zu fassen.“ Er biss sich auf die Lippe. „Sie verbergen etwas. Die Pausen zwischen den Worten sind wie Takte, die nicht gespielt werden. Ein Code.“

Böhm lächelte schwach, ein Zug, der mehr Bewunderung als Freude war. „Du hast ein Ohr dafür, Junge. Nicht jeder hört das Unsagbare in der Melodie der Sprache.“ Seine Augen verengten sich. „Aber wir dürfen uns nicht täuschen lassen. Diese Männer sind listig. Sie spielen mit Schatten und Licht, mit Worten und Stille.“

Plötzlich wurde ein Gespräch lauter, als zwei Männer näherkamen, die Stimmen schärfer, angespannter. Johann spürte, wie sein Herz schneller schlug, die Spannung wuchs wie ein Crescendo.

„Der Wagen rollt bei Nacht, nicht bei Tag,“ sagte eine Stimme, die mit der Ruhe eines Dirigenten sprach, der seinen Einsatz genau timt.

„Der Kran ist unser Taktgeber,“ erwiderte die andere, rau und eindringlich. „Kein Verrat. Wer spricht, wird schweigen.“

Johann fühlte, wie sich jedes Wort wie ein Schlag in seine Gedanken bohrte. „Der Kran. Sie nutzen den Alten Kran als Signal?“

Böhm nickte. „Eine versteckte Note im Stück. Wir müssen vorsichtig sein. Jeder Schritt hier kann eine falsche Note sein, die uns verrät.“ Seine Worte wurden kaum mehr als ein Flüstern. „Halt die Ohren offen.“

Ein kurzes Schweigen fiel, gefolgt von einem leisen Lachen, das kurz und trocken wie der Klang von trockenem Holz im Wind klang. Die Männer entfernten sich, ihre Stimmen sanken in das Plätschern des Flusses, das sich wie ein stetiges Hintergrundlied durch die Nacht zog.

Johann atmete tief ein, die Luft schmeckte nach Salz und kaltem Holz. Die Geräusche der Stadt waren wie ein verwobenes Klanggewebe, das sich nur dem offenbart, der genau hinhört. Er spürte die Last der Erkenntnis auf seinen Schultern – der Schmuggel war kein Gerücht mehr, sondern ein orchestriertes Verbrechen, bei dem Kellner und seine Handlanger die ersten Geigen spielten.

„Wir haben genug gehört,“ hauchte Böhm und legte eine Hand auf Johans Schulter. „Zeit, das Stück zu beenden, bevor die nächste Strophe beginnt – und die kann sehr viel gefährlicher werden.“

Plötzlich, aus der Dunkelheit am Ende des Kais, zeichnete sich eine Bewegung ab. Ein undeutlicher Schatten, der sich langsam näherte, begleitet von gedämpften Stimmen, die sich wie ein drohendes Vorspiel anfühlten.

Johans Herz schlug wild, das nächtliche Klangbild wurde zur Symphonie aus Gefahr und Schweigen. Er wusste, dass dies erst der Anfang war. Die Wahrheit lag zwischen den Zwischentönen, und sie war näher als

je zuvor.

Der Schatten bewegte sich weiter, und in der Ferne vernahm Johann das leise Klirren von Schlüsseln, das wie ein letzter, warnender Ton durch die Dunkelheit schnitt.

Ein kalter Luftzug strich am Alten Kran vorbei, und die Stille brach – nicht mit einem Knall, sondern mit dem leisen, unheilvollen Rascheln von sich öffnenden Türen.

Das Knarren des alten Hebers schnitt durch die feuchte Nachtluft wie ein scharfes Intervall, das sich in meine Nerven bohrte. Der schmale Steg, auf dem Georg und ich standen, schien unter der Last der Dunkelheit zu schwanken, obwohl er nur von unserem Gewicht belastet wurde. Die Ilmenau plätscherte leise, fast verächtlich, als wollte sie uns mit ihrem beständigen Tropfen den Herzschlag vorgeben. Salziger Nebel kroch von unten herauf und umhüllte uns mit dem Duft von Moder und Verfall, als wäre die Stadt selbst ein müder Sänger, dessen Stimme brüchig wurde.

„Hörst du das?“ flüsterte Georg, seine Stimme so leise, dass ich sie kaum von den Geräuschen der Nacht unterscheiden konnte.

Bevor ich antworten konnte, brach das Knirschen von schweren Stiefeln das fragile Gleichgewicht des Moments. Aus den Schatten des Kranarms traten sie hervor, fünf Männer, schwerfällig und mit finsternen Mienen, angeführt von einer Gestalt, deren Präsenz selbst die Kälte zu verdicken schien. Albrecht Kellner. Sein Blick war ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse, und seine Stimme, als er sprach, war ein dumpfes Grollen, das sich wie ein drohendes

Gewitter über uns legte.

„Na, na, was haben wir denn hier? Ein nächtlicher Ausflug in meinem Revier?“, sagte er und ließ seine Gefolgsleute näher treten, die sich hinter ihm aufstellten wie eine finstere Melodie, die langsam anschwillt.

Mein Herz pochte, doch ich ließ mich nicht von der Wucht seiner Gegenwart erdrücken. Stattdessen hob ich das Kinn. „Wir suchen nichts, was dir gehört, Kellner. Nur Antworten. Die Wahrheit lässt sich nicht mit Drohungen verschleiern.“

Er lachte, ein kurzes, bitteres Geräusch, das wie das Kratzen einer rostigen Geige klang. „Die Wahrheit? Die Wahrheit ist ein launischer Klang, Bach. Sie wird nicht jedem offenbart, vor allem nicht Buben mit großen Ohren und zu viel Neugier.“

Ich spürte den feuchten Wind, der durch den Heber pff, und stellte mir vor, wie schiefe Töne in der Luft hingen, als wollten sie die Korruption entlarven, die Kellner und seine Männer wie ein dunkler Bassgrund hinter sich herzogen. „Vielleicht sind es gerade die Buben mit großen Ohren, die die wahren Noten hören. Die Unstimmigkeiten, die ihr zu verbergen sucht.“

Georg trat einen Schritt vor, seine Stimme ruhig und messerscharf wie ein wohlgesetzter Akkord: „Herr Kellner, deine Macht hier mag groß sein, doch Gerechtigkeit ist keine Melodie, die sich durch Einschüchterung zum Schweigen bringen lässt.“

Die Gefolgsleute scharrtten ungeduldig mit den Füßen, ihre Schatten tanzten im flackernden Licht der fernen Laternen. Kellner glitt einen Moment lang aus seiner Rolle als bedrohlicher Drahtzieher, seine Augen blitzten misstrauisch. „Ihr glaubt wohl, ihr könntet die Ordnung

stören, die ich hier aufrechterhalte? Diese Stadt hat ihre Regeln, und wer sich nicht daran hält, der...”

„...der wird zum Schweigen gebracht“, sagte ich scharf, unterbrach ihn. „Aber es sind nicht die Regeln, die du verteidigst, Kellner. Es ist dein Ego, dein Wunsch nach Kontrolle, der die Harmonie zerreißt. Wie eine falsch gespielte Note, die das ganze Stück verstimmt.“

Sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, das mehr Drohung als Freude war. „Du bist mutig für einen Jungen, der kaum mehr als ein Notenblatt lesen kann. Doch Mut allein hält dich nicht am Leben.“

Ich spürte, wie sich die Luft verdichtete, als wolle sie uns alle ersticken. Die Hände meiner Gegner ruhten auf den Griffen ihrer Dolche, bereit, die Ruhe mit dem kalten Klang von Stahl zu zerreißen. Doch ich wich keinen Schritt zurück.

„Es ist nicht nur Mut“, erwiderte ich, „sondern die Gewissheit, dass die Wahrheit besser ist als jede Lge, die du mit Gewalt erzwingst. Deine Töne sind schief, Kellner. Und irgendwann wird jemand die Partitur neu schreiben.“

Georg nickte zustimmend, seine Augen blitzten im schwachen Licht wie die Saiten einer Laute, gespannt und bereit. „Wir sind keine Feinde der Ordnung, sondern ihrer wahren Hüter. Du bist nur ein falscher Dirigent in einem Orchester, das du nicht verstehst.“

Kellner trat näher, sein Atem roch nach Rauch und altem Salzwasser. „Passt auf, Junge. Deine Worte sind wie zerbrochene Saiten – laut, aber ohne Kraft. Du weißt nichts von den Spielen, die hier gespielt werden.“

„Doch ich höre sie“, sagte ich leise, „und ich erkenne das Muster. Ein Geflecht aus Verrat, Schweigen und Angst.“

Aber jede Melodie endet, Kellner. Auch deine.“

Sein Lachen war diesmal erstickt, als seine Gefolgsleute sich unruhig positionierten. „Du bist ein Narr, Bach. Und Narren enden schnell in Lüneburg.“

„Vielleicht“, sagte ich und spürte, wie mein Herz gegen die Kälte ankämpfte. „Aber ein Narr, der Missklänge benennt, ist besser als ein Dirigent, der die Harmonie zerstört.“

Ein scharfer Windstoß riss an unseren Mänteln, und das Knarren des Hebers schien sich zu einem Crescendo zu steigern. Kellner musterte uns, seine Stirn von Schatten verhüllt, bevor er endlich sprach: „Das hier ist dein letzter Walzer, Bach. Lass dich nicht auf die Bühne wagen, auf der ich das Sagen habe.“

Ich erwiderte seinen Blick, mein Herz ein Trommelschlag, der sich gegen die drohende Schwärze stemmte. „Wir tanzen nicht nach deiner Musik, Kellner. Und die Ilmenau wird deine Lügen fortspülen.“

Georg legte eine Hand auf meine Schulter, ein stummer Zuspruch in dieser Nacht voller Gefahr. Kellner wandte sich ab, seine Worte wie ein düsterer Nachhall: „Beobachtet euch. Jeder Schritt, jeder Ton. Ich lasse nichts entkommen.“

Die Gefolgsleute folgten ihm, und ihre Stiefel hinterließen Spuren im feuchten Salzstaub, die bald vom Nebel verschluckt wurden. Der Heber schien nachzuhauchen, als wolle er die Spannung der Begegnung in seinen rostigen Gelenken speichern.

Georg sah mich an, sein Blick ruhig, aber eindringlich. „Sebastian, das war mehr als nur ein Wortwechsel. Die Schatten hier sind dichter als wir dachten.“

Ich nickte, die Worte des Kellners noch in meinen Ohren klingend wie ein unauflöslicher Akkord. Die Nacht umhüllte uns wieder, doch die Atmosphäre war nun schwerer, geladen mit dem Wissen, dass der Tanz längst begonnen hatte.

Ein letzter Blick zum Heber, wo die Schatten sich verloren, dann wandten wir uns ab – bereit, den nächsten Takt zu spielen, auch wenn der Dirigent uns zum Schweigen bringen wollte.

Ein Krächzen, kaum mehr als ein Kratzen in der Stille der Nacht, ließ mich zusammenzucken. Vom Schatten des Alten Krans aus blickte ich zum Ufer, wo die Dunkelheit wie ein schwerer Vorhang lag, und wartete auf das Geräusch, das den Wandel bringen sollte. Die Kälte kroch mir in die Finger, die sich um das schmale Bündel aus Notenblättern klammerten – zerknittert, mit Eselsohren an den Rändern, wie ein zerzaustes Lied, das noch auf seine Aufführung wartete.

„Bald“, murmelte Georg Böhm neben mir, seine Stimme war kaum mehr als ein Hauch, doch sie schnitt klar durch die Dunkelheit. „Hörst du das?“

Das Knirschen von Holz auf Kies, das leise Scheppern von Rüstungen – es war kein Windspiel. Es war die Wache der Stadt. Schritt um Schritt näherten sie sich, organisiert wie eine wohlgestimmte Fuge, bei der jeder Ton genau gesetzt war. Die Männer traten aus dem Nebel, ihre Laternen warfen flackernde Lichtkreise auf nassen Stein und feuchtes Holz, das Salz des Flusses mischte sich mit dem Rauch der fernen Feuerstellen.

Ich spürte, wie mein Herz einen Takt gewann, den es

nur aus den kühnsten Kompositionen kannte: eine Mischung aus Hoffnung und Anspannung, ein Thema, das sich nicht so einfach auflösen ließ. Die Hände, die noch eben das zitternde Papier hielten, wurden fest.

„Hier“, sagte Böhm und deutete auf die dunkle Gasse links vom Kran. „Das solltest du gut im Blick behalten.“

Aus dem Schatten trat ein Mann hervor, der mit einem kurzen Nicken die Ankunft der Wache zu befehlen schien. Es war der Hauptmann, ein Mann mit einem Gesicht, das so hart wirkte wie das Eisen seiner Rüstung, aber seine Augen hatten etwas, das ich als Respekt deutete – oder vielleicht war es nur die Müdigkeit eines Mannes, der zu viele Nächte auf den Straßen verbracht hatte.

„Johann Sebastian“, sagte Böhm leise, doch ich hörte jeden Ton wie eine Saite, die zum Klingen gebracht wurde. „Vertrau ihnen. Es ist nicht mehr allein unser Kampf.“

Die Truppe rückte vor, ihre Schritte wurden lauter, ein geordnetes Crescendo. Kellner und seine Männer, die sich noch immer in der Nähe versteckt hielten, schienen den Auftritt zu registrieren. Ich sah, wie sich ihre Haltungen änderten – von der selbstsicheren Drohung zu einem flüchtigen Zweifel. Ein Schatten des Zweifels, der wie ein schiefer Ton in einer sonst makellosen Melodie klang.

„Was ist das?“ rief einer von Kellners Männern, seine Stimme war ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse, „Wollt ihr uns etwa den Spaß verderben?“

Der Hauptmann hob die Hand, und sofort sanken die Waffen der Wachen in eine ruhige, aber unmissverständliche Position. Kein Raunen, kein Gezeter, nur die klare Ansage von Ordnung und Recht, die in der Nacht widerhallte.

„Räumt das Feld“, sagte er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete. „Sonst sorgt ihr selbst für die Strafe.“

Für einen Moment schien es, als würde Kellner persönlich noch einmal zögern, als würde er den Widerstand gegen diese neue Melodie abwägen, die ihm zu spielen aufgezwungen wurde. Doch dann, mit einem kurzen Fluch, der wie ein schiefer Akkord klang, zog er sich zurück, und seine Männer folgten ihm, ein Rückzug ohne dramatische Geste, eher wie das Verstummen eines Instruments, das seinen Einsatz verpasst hat.

Die Einheit rückte vor, ihre Präsenz schnitt durch die Dunkelheit wie ein scharfes Zupfen an den Saiten einer Laute. Ich spürte, wie die Spannung wich – nicht ganz, aber genug, um die ersten zaghaften Töne von Erleichterung zu hören.

Böhm trat neben mich, seine Augen suchten die Umgebung, prüfend wie ein Komponist, der eine Partitur neu ordnet. „Gut. Jetzt sichern wir, was wir brauchen.“

Ich trat vor, die Hände etwas ruhiger jetzt, und sammelte die verstreuten Beweise ein. Das zerknitterte Notenblatt mit den geheimen Zeichen, die Karte mit den eingezeichneten Routen und schließlich das kleine Päckchen, das ich unter dem Kran entdeckt hatte – darin Salzkristalle, eingepackt in Pergament, das mit einer feinen Schrift versehen war. Alles passte zu der Melodie des Schmuggels, die Kellner und seine Männer hier gespielt hatten.

„Das reicht für den Anfang“, sagte Böhm und sah mich an, seine Stimme war ruhig, aber fest. „Mit diesen Beweisen haben wir mehr als nur Andeutungen.“

Die Wachen begannen, den Ort systematisch zu

durchsuchen, ihre Schritte klangen wie ein präzises Schlagwerk auf dem Pflaster. Ich beobachtete, wie der Hauptmann einen der Beutel mit Salz in die Hand nahm, prüfte, dann nickte.

„Das Zeug ist frisch“, sagte er, „und nicht für den Markt hier bestimmt.“

Ein leises Lachen entfuhr mir, fast unwillkürlich. Salz – so gewöhnlich und doch so kostbar. Wie Noten, die nur für Eingeweihte eine Bedeutung hatten.

„Siehst du“, murmelte Böhm, „Musik und Salz. Die Lebensadern dieser Stadt – und manchmal auch die Fäden, die die Dunkelheit halten.“

Der Hauptmann wandte sich an uns, seine Stimme war nüchtern, aber nicht ohne eine Spur von Respekt. „Ihr habt Mut bewiesen. Nicht viele würden sich hier in der Nacht gegen Kellner stellen.“

Ich fühlte, wie sich ein Knoten in meiner Brust löste, und doch blieb eine leise Spannung. Der Kampf war nicht vorbei. Es war eher wie das leise Nachklingen eines Akkords, der auf die nächste Phrase wartete.

„Wir sind nicht allein“, sagte ich, mehr zu mir selbst als zu den anderen, und doch klang meine Stimme fest.

Böhm nickte, seine Augen blitzten kurz auf. „Genau das darfst du nie vergessen.“

Die Gruppe begann, die sichernden Männer zurückzuziehen, ihre Laternen warfen lange, verzerrte Schatten, die mit dem Nebel tanzten. Die Nacht schien ihre Kälte etwas zu verlieren, doch das Flüstern des Flusses, das Rascheln der Blätter und das ferne Knarren des Krans erinnerten daran, dass die Dunkelheit nie weit war.

Ich sah noch einmal auf die gesammelten Beweise, spürte die raue Oberfläche des Papiers unter meinen Fingern, den feuchten Geruch von Salz und Holz in der Luft. Alles war bereit für den nächsten Schritt, aber der Weg war noch lang.

„Wir halten zusammen“, sagte der Hauptmann zum Abschied, „für heute.“

„Für heute“, wiederholte ich, und in diesem einfachen Satz lag mehr als nur eine Bestätigung – es war ein Versprechen, das wie ein leiser Akkord in mir nachklang.

Als die Gruppe im Nebel verschwand, blieb nur noch der Klang der Nacht – das leise Tropfen von Wasser, das Geräusch von Kies unter den Stiefeln der zurückweichenden Männer und die sanfte Melodie der Hoffnung, die in mir aufstieg. Nicht laut, nicht gewaltig, aber unüberhörbar.

Der Alte Kran stand noch immer da, stumm und mächtig, als Zeuge eines Spiels, das noch lange nicht zu Ende war. Ich atmete tief ein, spürte die Kälte, das Salz und die Musik – und wusste, dass dies erst der Anfang war.

Verstrickungen und Verrat

Das Knarren der schweren Holztür riss mich aus der kühlen Stille, die in dem kleinen Raum lastete wie ein grauer Schleier. Ein scharfer Geruch von feuchtem Stein und abgestandenem Rauch schlug mir entgegen, vermischt mit dem metallischen Nachhall von Ketten, die irgendwo leise klimpten. Die Kammer war eng, kaum mehr als ein quaderförmiger Schlund aus grobem, unge-

hobeltem Stein. Das fahle Leuchten der flackernden Öllampe an der Wand warf lange Umrisse, die über die raue Holzpritsche und den Strohsack tanzten, als wollten sie das Verhängnis verhöhnen, das hier lag.

Lukas saß auf der Pritsche, die Schultern nach vorne gezogen, die Hände fest in den Schoß gepresst. Sein Gesicht war bleich, und die unruhigen Augen glitten zu mir herüber, misstrauisch und doch suchend, wie ein Tier, das auf die nächste Bewegung wartet. Die Spannung hing in der Luft, ein unsichtbares Band aus Verzweiflung und Wut, das zwischen uns pulsierte.

„Johann“, begann er rau, seine Stimme ein Kratzen auf trockenem Holz, „was tust du hier? Glaubst du, ich sitze hier zum Vergnügen?“

Mit dem Fuß berührte ich den kalten Steinboden, der unter meiner Bewegung wie ein leises Echo antwortete. „Ich komme mit Erlaubnis von Georg“, erwiderte ich vorsichtig, meine Stimme so ruhig wie möglich. „Er will, dass ich dich sehe.“

Ein bitteres Lachen entwich ihm, kurz und dunkel. „Georg? Der glaubt also doch an mich? Oder ist er nur zu höflich, um mich mit Ketten zu füttern?“

Langsam ließ ich meine Worte sinken, wollte keinen Streit entfachen, sondern eine Brücke schlagen. „Ich glaube an deine Unschuld, Lukas. Nicht aus Höflichkeit, sondern weil ich weiß, dass es mehr geben muss als das, was sie dir hier vorwerfen.“

Sein Blick verengte sich, und ich sah das Flackern von Kampfgeist, das sich gegen die Resignation stemmte. „Du weißt nichts von meiner Lage. Nicht das, was Keller anrichtet, die Lügen, die Intrigen. Du stehst da draußen, mit deinen Noten und Harmonien, während

ich hier drin verroste.“

Das Knarren der Tür hallte erneut, ein kurzer Laut, der wie ein Stich in der Stille lag. Meine Ohren nahmen das leise Rascheln von Stoff wahr, das Scharren von Füßen, als ob die Welt außerhalb der Haft sich sorglos weiterdrehte, unbeeindruckt von der Kälte, die uns beide umhüllte.

„Ich weiß genug“, gab ich zurück, und meine Stimme trug die Entschlossenheit, die ich zu verbergen suchte. „Genug, um zu wissen, dass wir zusammenhalten müssen. Ich kann dir nicht versprechen, dass die Wahrheit bald ans Licht kommt. Aber ich verspreche dir, dass ich nicht aufgeben werde.“

Lukas schluckte, seine Kehle arbeitete sichtbar. Für einen Moment, so kurz wie ein Atemzug, schien die Wut zu weichen, und in seinen Augen blitzte eine andere Regung auf – vielleicht Hoffnung, vielleicht Verzweiflung, die sich als Hoffnung verkleidete.

„Du bist jung“, sagte er schließlich, fast leise, „aber du hast mehr Mut als mancher Mann hier draußen. Vielleicht... vielleicht bist du der Einzige, der noch an mich glaubt.“

Diese Worte hingen zwischen uns, schwer und doch irgendwie zerbrechlich. Ich trat näher, spürte die raue Kälte der Steinwand hinter ihm, die feuchte Luft, die wie ein unsichtbarer Mantel um uns lag.

„Ich kann dich nicht befreien, Lukas“, gestand ich, „nicht alleine. Aber ich kann zuhören. Und wenn ich ehrlich bin, glaube ich, dass wir mehr voneinander brauchen als nur Worte.“

Leicht drehte er den Kopf zur Seite, ein Schatten huschte über sein Gesicht. „Hörst du das auch?“ fragte

er abrupt, und ich folgte seinem Blick zum Gitterfenster, durch das ein schmaler Streifen blauen Himmels zu sehen war.

Das leise Klirren von Ketten, das entfernte Knurren einer Wache, das Flüstern von Stimmen, die ich kaum verstand – alles vermischte sich zu einer düsteren Melodie, die sich in meinen Ohren festsetzte, wie ein dissonanter Akkord, der nicht aufzulösen war.

„Es ist eine Symphonie der Gefangenschaft“, murmelte ich, halb zu mir selbst. „Jeder Ton ein Stein in diesem Gefängnis.“

Lukas nickte schwach, seine Finger gruben sich in den Strohsack. „Manchmal glaube ich, die Wahrheit ist weiter weg als das Licht da draußen. Und doch... da ist sie. Versteckt hinter Lügen und Schweigen.“

„Dann müssen wir sie finden“, entgegnete ich, spürte, wie sich eine seltsame Ruhe in mir breit machte. Nicht die Sicherheit, sondern die Entschlossenheit, die aus der Musik kommt – aus der Suche nach Harmonie zwischen den Tönen.

Seine Augen suchten die meinen, und für einen Moment war der Raum nicht mehr nur ein kalter Steinbau, sondern ein Ort, an dem sich zwei Seelen trafen, auf der Suche nach einer Melodie, die nur sie hören konnten.

„Versprich mir nur eins“, sagte Lukas, „dass du nicht aufgibst, wenn die Stimmen zu laut werden. Wenn das Salz der Stadt zu bitter schmeckt und die Schatten länger werden.“

Ich nickte, fühlte, wie sich die Schwere in meiner Brust einen Hauch leichter anfühlte. „Ich verspreche es.“

Ein Ruck ging durch ihn, als wollte er sich aufrichten, die

Ketten seiner Verzweiflung abstreifen. Doch die Enge blieb, die Schatten tanzten weiter, und das Flackern der Lampe warf ein letztes, flüchtiges Spiel von Licht und Dunkel auf sein Gesicht.

„Dann geh“, sagte er schließlich, „bevor die Wachen merken, dass du hier bist.“

Beim Weggehen spürte ich noch den Blick auf meinem Rücken, der mehr sagte als Worte es konnten. Ein stilles Versprechen, ein Flüstern inmitten der Stille, dass die Suche nach der Wahrheit erst begonnen hatte.

Die Tür schloss sich mit einem dumpfen Klang hinter mir, und ich blieb noch einen Moment stehen, lauschte dem leisen Nachhall der Gefängnismelodie – dem Klirren der Ketten, dem Knarren des Holzes, dem Wispern der Hoffnung im Schatten.

Das Arbeitszimmer von Georg Böhme lag in gedämpftem Schein. Flackernde Lichter züngelten an den Wänden, warfen lange Schatten auf die vergilbten Pergamente und die zerlesenen Partituren, die auf dem schweren Eichentisch verstreut lagen. Das leise Knistern des Wachses mischte sich mit dem gelegentlichen Knarren der Dielen, während ich mich vorsichtig über ein ledergebundenes Buch beugte. Der Raum roch nach altem Holz, muffigem Papier und einem Hauch von Salmiak, der von den Blättern auszudringen schien, als hätten sie selbst einen geheimen Geschmack der Stadt in sich gespeichert.

Georg saß neben mir, seine Hände auf dem Tisch gefaltet, die Augen schmal vor Konzentration. Sein Bart schien im Kerzenschein fast metallisch zu glänzen, als

er die Dokumente mit einer gewissen Skepsis musterte, die ich nur von ihm kannte. „Die Stadtwache wäre mit solchen Papieren wohl gut beraten, statt nur ihre Schwärter zu schwingen“, murmelte er leise, ohne den Blick von den zerknitterten Blättern zu heben.

Wissend, dass er mehr meinte als nur eine spitze Bemerkung, spürte ich das Misstrauen tief in seinen Worten – wie ein leiser Basslauf unter einer ansonsten harmonischen Melodie. Obwohl ich selbst noch nicht recht fassen konnte, was wir suchten, nickte ich. Die Partituren, die bisher durchgesehen wurden, ergaben wenig Sinn für jemanden ohne Böhms Erfahrung – doch ich war fest entschlossen, die verborgenen Botschaften zu finden.

Mein Blick glitt über die verstreuten Seiten. Plötzlich entdeckte mein Finger ein unscheinbares Stück Pergament, das halb unter einem schweren Federkiel hervorlugte. Es war schmal, kaum größer als meine Handfläche, und bedeckt mit winzigen, fast mikroskopisch kleinen Zeichen – eine wirre Mischung aus musikalischen Symbolen und kryptischen Eintragungen, die in Böhms akkurater, aber kaum lesbarer Schrift verfasst waren.

„Hier“, flüsterte ich und zog das Pergament hervor. Das Material fühlte sich rau an, fast spröde, als hätte es die Zeit in sich eingesperrt. Vorsichtig legte ich es unter das flackernde Licht, das tanzende Schatten über das Wirrwarr von Linien und Punkten warf.

Georg beugte sich vor, seine Augen fingen die kleinsten Details ein. „Das sieht aus wie eine Art Code“, sagte er, „nicht bloß musikalische Notation. Eher etwas, das man versteckt.“

Mein Herz schlug schneller. Mein absolutes Gehör begann zu arbeiten, obwohl keine Töne erklangen. Es

war, als ob die Symbole eigene Klänge in mir entfachten – kurze, dissonante Intervalle, verschlüsselte Harmonien, die sich erst auflösen mussten. Die Linien waren keine gewöhnlichen Noten, sondern kleine, feine Andeutungen. Ein abweichender Schlag, eine ungewöhnliche Pausierung, eine unerwartete Modulation – ein Hinweis auf etwas Verborgenes.

„Hörst du das?“ fragte ich leise und zeigte auf eine Reihe von Zeichen, die scharf und unregelmäßig wirkten, wie ein ungestümer Kontrapunkt zwischen ansonsten sanften Melodien.

Georg nickte langsam. „Es ist, als würde jemand versuchen, eine Botschaft zu verschleiern – nicht nur mit Worten, sondern mit Musik selbst.“

Langsam begann ich, die Zeichen nach Gehör zu übersetzen, versuchte die Noten in eine Melodie zu fassen, die sich wie ein Geheimnis entwirrte. Stück für Stück offenbarte sich ein Muster: Eine Folge von Tönen, die sich wie ein Morsecode anfühlten. Und in diesem Code lag eine Wahrheit, die ich kaum zu glauben wagte.

„Jakob Friesen“, sagte ich mit einem Kloß im Hals. „Er war mehr als nur ein Kaufmann – er hat Informationen weitergegeben. Er war ein Informant.“

Georg ließ die Stirn in Falten legen, während er die Worte auf sich wirken ließ. „Ein Informant? Für wen?“

Den Schock kaum verbergend, schüttelte ich den Kopf. „Für die Schmuggler. Er hat der Stadtwache... oder besser, jemand anderem, geheime Nachrichten überbracht. Das erklärt seinen Tod.“

Der Raum schien einen Moment stillzustehen, als das Gewicht dieser Erkenntnis uns beide überrollte. Die

Lichter flackerten stärker, als wollten auch sie vor der Wahrheit zurückschrecken.

„Das war kein Zufall“, sagte Georg schließlich. „Jakob ist gezielt beseitigt worden. Weil er zu viel wusste.“

Ein kalter Knoten bildete sich in meinem Magen. Es war nicht länger ein einfacher Mord, sondern ein gezielter Anschlag auf einen Mann, der in einem gefährlichen Netz aus Intrigen gefangen war.

„Und diese Notizen“, fuhr ich fort, die Seiten noch einmal genauer betrachtend, „sind der Schlüssel. Ein Code aus Musik und Worten, der enthüllt, wer die Fäden zieht.“

Georg stand auf, ging zum Fenster und blickte hinaus in die neblige Dunkelheit der Stadt. „Lüneburg ist ein Spielplatz für Mächte, die sich im Schatten bewegen“, sagte er leise. „Wir stehen am Anfang einer Melodie, die gefährlich schief klingt.“

Ich folgte seinem Blick, das Flackern spiegelte sich in seinen Augen. „Was tun wir jetzt?“ fragte ich, obwohl ich die Antwort schon ahnte.

„Vorsicht walten lassen“, erwiderte er, „und keine voreiligen Schlüsse ziehen. Die Stadtwache wird nicht erfreut sein, wenn wir ihre Versäumnisse offenbaren. Vor allem Kellner nicht.“

Ein leises Knarren ließ uns beide erstarren. Das Geräusch kam aus dem Flur, kaum mehr als ein Hauch, doch in der Stille des Zimmers klang es wie ein lauter Ruf. Georg warf einen schnellen Blick zur Tür, sein Gesicht verhärtete sich.

„Jemand ist hier“, flüsterte er.

Mein Puls verdoppelte sich. Der Schatten, den wir in

den Notizen entdeckt hatten, schien lebendig zu werden – näher als je zuvor.

„Bleib wachsam“, sagte Georg und griff nach einer weiteren Kerze, um das Licht zu verstärken.

Das Knarren wiederholte sich, diesmal begleitet von einem leisen, kaum hörbaren Atemzug, der meine Haut kitzelte. Ein Teil von mir wollte fliehen, doch die Melodie der Wahrheit war zu verlockend, zu dringlich.

Fest umklammerte ich die Seiten, spürte das raue Pergament unter meinen Fingern, als hielte ich das Gewicht einer neuen, dunklen Erkenntnis.

Und draußen, in der nebligen Stille, wartete die Gefahr – unsichtbar, aber spürbar, wie ein dissonanter Akkord, der sich in das sonst so vertraute Klangbild der Stadt einschlich.

Das Klirren von Ketten schlug mir entgegen, als ich die steinerne Schwelle zur Stadtwache überschritt. Der Geruch von feuchtem Holz und kaltem Eisen legte sich wie ein schwerer Schleier über die Halle, in der nur spärlich das flackernde Licht einer einzigen Öllampe die Schatten tanzen ließ. Jeder meiner Schritte hallte metallisch wider, als wollte die Wache selbst mir ihre Warnung ins Ohr schlagen. „Hier ist nicht der Ort für neugierige Knaben“, hätte ich am liebsten erwidert, doch meine Stimme blieb im Hals stecken, verdrängt von dem dumpfen Knurren der Wächter in ihren dicken Mänteln.

Ich spürte, wie ein kalter Hauch von Misstrauen mir den Rücken herunter kroch. Die Gespräche, die ich draußen auf der Straße mitbekommen hatte, hallten in meinem

Kopf nach. Kellners Einfluss reichte tief – tiefer, als ich es mir je hatte vorstellen wollen. Die Stadtwache, die einst für Ordnung und Schutz stand, schien mehr ein finsternes Instrument seiner Macht zu sein, ein Klavier, dessen Saiten er nach Belieben stimmte.

Ein leises Rascheln ließ mich innehalten. Am Ende des schummrigen Korridors, zwischen groben Holzbalken und schwerem Stein, standen zwei Wachen beisammen. Ihre Stimmen waren gedämpft, doch das Flüstern schnitt scharf wie ein Dolch durch die Stille. „Der Herr Kellner hat die Augen überall“, murmelte der eine, während sein Blick sich kurz und heimlich in meine Richtung wandte. Ich zwang mich, ruhig zu atmen, um nicht verräterisch zu wirken, spürte aber, wie mein Herz gegen die Rippen hämmerte.

Ich wusste, dass der bloße Schein einer Wache, die sich in meiner Nähe auffällig verhielt, keine bloße Aufmerksamkeit war. Es war eine Warnung, ein erster Ton in einer Melodie der Drohung, die ich erst zu verstehen begann.

„Du hast von dem Jungen gehört?“, fuhr die andere Stimme fort, kaum mehr als ein Hauch. „Kellner will ihn genau beobachten. Kein Platz für Unruhe, vor allem nicht in diesen Tagen.“ Das letzte Wort trug eine Schwere, als sei es ein Gewitter, das sich zusammenbraute, ohne dass man erkennen konnte, wann es niedergehen würde.

Ich musste mich abwenden, bevor sie mich entdeckten. Die grobe Mauer fühlte sich kalt und unnachgiebig an, als ich mich mit der Hand abstützte. Ein zerknittertes Notenblatt lag am Boden, halb unter einer Holzplanke versteckt, die Tinte verwischt und verschmiert. Ein Fragment eines Chorsatzes, dessen Melodie mir ver-

traut erschien, als sei es ein geheimer Code, den nur ich entschlüsseln konnte. Doch hier, inmitten des Zwilichts, wurde der Klang der Harmonie durch etwas Dunkles überlagert, das ich nicht greifen konnte.

Ich trat zurück, als schwere Schritte die Halle durchdrangen. Kellner trat aus dem Schatten, seine Gestalt hoch und scharf geschnitten wie ein Messer, das im schwachen Licht glänzte. Sein Gesicht wirkte kalt, berechnend, als würde er jeden Ton einer Symphonie abwägen, bevor er ihn erklingen ließ. Er sprach nicht viel, aber seine Worte hatten das Gewicht eines Hammerschlags auf einem Amboss.

„Der Junge ist mutig“, sagte er leise zu einem seiner Verbündeten, der neben ihm stand. „Aber Mut allein reicht nicht, wenn man mit den Wölfen tanzt.“ Seine Stimme war ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse; unverkennbar und unangenehm präsent.

Ich spürte, wie sich meine Nackenhaare aufstellten, nicht aus Kälte, sondern aus der Erkenntnis, dass Kellner mich längst als Störfaktor auf seinem Schachbrett betrachtet hatte. Sein Augenmerk war nicht nur auf mich gerichtet, sondern ging durch mich hindurch, als sähe er in die tiefsten Winkel meiner Gedanken – oder zumindest glaubte ich das.

Als er sich abwandte, bewegte er sich mit der Geschmeidigkeit eines Raubtieres, das seine Beute sondiert, ohne sie zu berühren. Doch ich wusste, dass die Netze, die er spann, unsichtbar, aber tödlich waren. Jeder Schritt in dieser Halle war ein weiterer Ton in einer Partitur, die mein Schicksal schrieb.

Später, als ich mich wieder in der schützenden Dunkelheit der Gassen befand, traf ich auf Georg Böhm. Sein Ausdruck war ruhig, doch die Falte auf seiner Stirn ver-

riet, dass auch er die Schwere der Lage erkannte.

„Die Stadtwache ist längst nicht mehr neutral“, sagte er mit seiner gewohnten, wohlüberlegten Stimme. „Kellners Einfluss ist wie ein Tintenfleck, der sich langsam ausbreitet und alles durchdringt. Du bist kein Kind mehr, Johann Sebastian. Diese Mächte kennen kein Erbarmen.“ Seine Worte waren wie ein leiser Akkord in Moll, der noch lange nachklang.

Ich nickte, fühlte aber das Gewicht seiner Warnung, als sei sie eine schwere Last, die ich nicht einfach ablegen konnte. Ich spürte, wie sich meine Entschlossenheit mit der Angst verhedderte – zwei Melodien, die sich nicht miteinander vertrugen, aber beide Teil meines inneren Kampfes waren.

„Ich werde mich nicht einschüchtern lassen“, erwiderte ich leise, mehr zu mir selbst als zu ihm. „Wenn Kellner glaubt, er könne mich zum Schweigen bringen, hat er sich getäuscht.“

Böhm sah mich lange an, als suchte er nach einem verborgenen Ton in meiner Stimme. Dann klopfte er mir auf die Schulter, ein schlichtes, aber bedeutungsvolles Zeichen. „Sei vorsichtig. Nicht jeder Ton wird verstanden – und manche bringen mehr Zerstörung als Schönheit.“

Ich verließ ihn mit einem Blick zurück auf die Stadtwache, deren Fenster im letzten Licht des Tages wie dunkle Augen funkelten. Das Netz zog sich enger, und ich war ein gefangener Musiker darin, dessen Melodie bald an scharfen Dissonanzen zerbrechen könnte.

Noch einmal drehte ich mich um, spürte den kalten Blick Kellners im Nacken, obwohl er längst außer Sichtweite

war. Ein leises, kaum hörbares Flüstern jagte durch die Gasse, als würde die Stadt selbst mir zuflüstern: „Du bist nicht mehr verborgen. Die Jagd hat begonnen.“

Und in diesem Moment wusste ich, dass die Musik meines Lebens sich verändert hatte – von einer zarten Melodie zu einem Kampf um jeden Ton, um die Harmonie zu bewahren, bevor der letzte Akkord verklingt.

Das Knarren der Dielen unter meinen Füßen war heute lauter als sonst, als wollte es mir eine Warnung zuflüstern, die sich nicht in Worte fassen ließ. Der Raum, in den ich mich zurückgezogen hatte, schien enger, als er ohnehin schon war – die schmalen Fenster ließen nur ein mattes, graues Licht herein, das sich wie ein müder Schleier über die vergilbten Partituren an den Wänden legte. Der Ruß von der Kaminfeuerstelle mischte sich mit dem feuchten Geruch des alten Holzes, und ich konnte den leisen Widerhall meiner eigenen Atemzüge hören, die sich in der kleinen Kammer zu verdoppeln schienen.

Ich saß auf dem harten Stuhl neben dem Pult, auf dem das Notenblatt lag, an dem ich seit Stunden arbeitete. Die Tinte war verwischt, die Linien schienen zu zittern, als wollten sie mir etwas verbergen. Ich hatte versucht, den Choral zu entschlüsseln, doch meine Gedanken wurden immer wieder von einem Gefühl der Beklommenheit durchzogen, das sich wie eine dissonante Note in meinem Inneren ausbreitete. Es war nicht nur die Melodie, die mir heute schwerfiel – es war das Wissen, dass ich beobachtet wurde. Dass Kellner seine Schatten über mich warf, auch hier, in meinem vermeintlichen

Rückzugsort.

Ein leises Rascheln ließ mich zusammenzucken. Am Rand des Pults lag ein zusammengerolltes Stück Papier, das ich vorher nicht bemerkt hatte. Vorsichtig entrollte ich es. Die Schrift war klein, fast eine Art Musiknotation, aber statt Tönen standen da Worte, verschlüsselt in einer Melodie, die ich kaum entziffern konnte. Ein Chiffre, die Kellner für mich hinterlassen hatte, ohne dass ich wusste, ob sie eine Warnung oder eine Drohung war.

„Wer die Harmonie stört, wird die Stille finden,“ stand dort, in einer kalligraphischen Schrift, die zugleich kalt und präzise wirkte. Die Worte klangen wie ein Versprechen, das nicht einmal der Wind mit sich nehmen wollte.

Ich legte das Papier zurück auf den Tisch, mein Herz schlug schneller, doch ich zwang mich zur Ruhe. Der Mann kannte meine Schwächen, meine Zweifel. Er spielte mit dem Klang meiner Angst, versuchte, mich aus dem Takt zu bringen, doch ich wollte nicht nachgeben. Nicht hier. Nicht jetzt.

Meine Finger glitten über die rauen Seiten eines alten Notenhefts, das ich neben dem Pult liegen hatte. Die Komposition darin war klar und geordnet, ein Gegenpol zu dem Chaos, das sich draußen in der Stadt ausbreitete. Salz und Rauch, dunkle Gassen und flackernde Laternen – all das war Teil eines Geflechts, das ich erst noch zu entwirren hatte. Doch hier, in diesem Refugium, suchte ich nach einem Anker.

Dann wanderte mein Blick zur Tür. Dort hatte jemand mit schwarzer Kreide ein kleines Symbol gezeichnet – ein spitzes Dreieck, dessen Linien sich in einem unregelmäßigen Rhythmus kreuzten. Es war kaum mehr als eine

Geste, doch sie sprach eine Sprache, die ich verstand: „Du bist nicht sicher.“ Das Markenzeichen von Kellner.

Ich spürte, wie sich eine kalte Welle in meinem Rücken ausbreitete. Jemand war hier gewesen, hatte dieses Zeichen hinterlassen, und das bedeutete, dass er näher war, als ich dachte. Vielleicht beobachtete er mich sogar jetzt, durch die schmalen Spalten des Fensters oder hinter den Schatten der Gasse.

Ich stand auf, ging zur Tür und tastete nach dem Symbol. Die Kreide bröckelte unter meinen Fingerkuppen, wie ein zerbrechliches Versprechen. Mein Verstand wirbelte, suchte nach einer Melodie, nach einem Muster, das ich in diesen Zeichen lesen konnte. Doch alles, was ich hörte, war das leise, scharfe Knistern der Angst, das sich in meinem Inneren ausbreitete. Wie eine Dissonanz, die sich nicht auflösen wollte.

Ein Windstoß ließ die Gardine flattern, und mit ihr ein Schatten, der über das Fenster huschte. Ich erstarrte. War es nur Einbildung? Oder ein Hinweis darauf, dass dieser Mann nicht nur in meinen Gedanken, sondern auch in meiner Nähe war? Die Luft roch nach feuchtem Holz und Salz – die Stadt selbst schien mir eine Warnung zuzuflüstern.

Ich setzte mich wieder, die Hände fest um das Pult gekrallt. Trotz allem spürte ich, wie sich in mir eine Entschlossenheit formte, die sich gegen die Bedrohung stemmte. Er mochte seine Schatten ausbreiten, doch ich würde nicht schweigen. Nicht über das, was ich sah, hörte und fühlte. Die Melodie war mein Schild, die Ordnung mein Verbündeter in diesem Kampf gegen das Chaos.

Doch noch bevor ich mich weiter sammeln konnte, fiel mein Blick auf das Fensterbrett. Dort lag ein kleines

Paket, unscheinbar, in braunes Papier gewickelt, mit einem roten Faden zusammengehalten. Ich wusste, dass ich es öffnen musste – und gleichzeitig wusste ich, dass es besser gewesen wäre, es nicht zu tun.

Mit zitternden Fingern löste ich den Faden. Darin lag ein einzelnes, zerknittertes Blatt mit Noten. Die Zeichen waren schief gezeichnet, als hätte jemand mit absichtlicher Ungeschicklichkeit versucht, einen Choral zu verfälschen. Doch dazwischen, kaum sichtbar, waren kleine schwarze Punkte, die wie Töne über dem Papier schwebten – eine zweite, verborgene Melodie.

Mein Herz schlug schneller. Der Mann spielte mit mir ein gefährliches Spiel, und ich war gezwungen, jede Note zu hören, jede Pause zu spüren, um den verborgenen Sinn zu erkennen. Es war eine Einladung – oder eine Falle.

Ein Geräusch riss mich aus meinen Gedanken. Ein leises Klirren, gefolgt von gedämpften Schritten vor dem Haus. Mein Blick schoss zum Fenster. Draußen war nichts zu sehen, nur die flackernden Schatten der Laternen, die sich im nassen Pflaster spiegelten. Doch das Gefühl, beobachtet zu werden, war greifbar, wie eine tiefe, dunkle Saite, die zum Klingen gebracht wurde.

Ich zog die Gardine zur Seite, spähte hinaus in die Nacht, die sich wie ein undurchdringliches Tuch über die Stadt legte. Dort, ganz am Rande meines Blickfeldes, blitzte ein Augenpaar auf – kalt, unerbittlich, und doch unerkannt.

Ich erstarrte. Ein Moment nur, doch lange genug, um zu wissen: Sein Einfluss reichte bis hierher. Bis in diesen Raum, in meinen letzten Zufluchtsort.

Das war keine Warnung mehr. Das war ein Versprechen.

Ein Versprechen, dass der Kampf erst begonnen hatte.

Ich atmete tief ein, ließ die Luft langsam entweichen, als würde ich damit die Furcht aus meinem Körper treiben. Die Melodie in mir war noch nicht verstummt. Im Gegenteil: Sie wurde lauter. Dissonant. Unnachgiebig.

Und ich wusste, dass ich bereit sein musste. Oder ich würde in der Stille verschwinden, die er mir bereitet hatte.

Das Fenster stand offen, der kalte Wind trug den Geruch von Salz und Rauch herein, und mit ihm die Gewissheit, dass die Nacht lang und voller Schatten sein würde.

Die Falle schnappt zu

Das Knarren der schweren Eichentür hallte dumpf durch den finsternen Gang, ein unwillkommener Akkord in der stillen Symphonie des Abends. Fackeln warfen flackernde Schatten auf die rauen Backsteinmauern, deren feuchte Kälte sich wie eine unsichtbare Hand an meine Schulter legte. Ein metallisches Klirren, kurz und prägnant, mischte sich in das Geräuschensemble, als Ketten aneinander schlugen – irgendwo dort hinten, wo Licht und Hoffnung gleichermaßen zu schwinden schienen.

Ich stand am Rand des Verhörraums, die Finger verkrampft um das zerknitterte Notenblatt in meiner Brusttasche. Ein winziges, unscheinbares Zeichen darauf – ein abweichender Ton in einer ansonsten vertrauten Komposition – schien mir in diesem Moment wichtiger als alles andere, während sich die Pforte mit einem letzten, seufzenden Laut öffnete.

Albrecht Kellner trat ein, seine Schritte hallten präzise wie ein Metronom durch den Raum. Seine Präsenz war nicht laut, aber unumstößlich, ein Schatten, der das schwache Fackellicht zu verschlingen drohte. Seine Augen, kalt und scharf wie ein poliertes Messer, glitten über mich, als hätte ich eine Notenfolge falsch gespielt. Hinter ihm schlossen sich die Reihen der Stadtwache, stumme Zeugen seiner Macht.

„Bach“, begann er mit einer Stimme, die so glatt war, dass sie fast wie ein Versprechen klang – ein Versprechen, das sich bald als Falle entpuppen würde. „Man hat berichtet, du hättest dich gestern Nacht unbefugt auf dem Marktplatz aufgehalten. Gegen die Ausgangssperre. Gegen das Gesetz. Eine Unachtsamkeit? Oder Absicht?“

Ich öffnete den Mund, um zu widersprechen, doch die Stadtwache rückte einen Schritt vor, das Klirren von Ketten wurde lauter. Die Männer standen starr, ihre Gesichter von seinem Einfluss versteinert. Kein Platz für Diskussion. Kein Raum für Zweifel.

„Ich war allein auf dem Weg zu Lukas“, sagte ich mit so viel Überzeugung, wie mein Herz zuließ. „Ich schwöre, ich wollte niemanden stören. Die Straßen waren leer, nur das Salzknirschen unter meinen Schuhen und der Wind, der leise das nächtliche Lied spielte.“

Er lächelte, doch seine Lippen verrieten keine Wärme. „Der Wind spielt oft eine andere Melodie, als man denkt, Johann. Und Salz – nun, Salz hinterlässt Spuren. Spuren, die man verfolgen kann.“

Der Tonfall war so beiläufig, dass er umso gefährlicher war. Wie ein Dirigent, der ein Orchester aus Gehorsam und Furcht lenkte, gab er einen knappen Wink, und die Stadtwache rückte näher. Zwei Männer packten mich an

den Armen, ihre Griffe fest, aber ohne unnötige Härte. Die Worte, die ich ausstieß, verloren sich zwischen den steinernen Mauern.

„Ich habe nichts getan! Ich habe...“

„Genug“, unterbrach der Vernehmer mit der Ruhe eines Mannes, der den Ausgang eines Spiels längst kennt. „Es gibt Regeln, die zu beachten sind. Und Konsequenzen für jene, die sie brechen.“

Meine Stimme wurde leiser, fast ein Flüstern. „Lukas braucht mich. Er ist unschuldig – ich weiß es.“

Ein leises, spöttisches Lachen entglitt ihm, ehe er sich abwandte. „Unschuld ist ein Stück, das viele spielen. Doch nicht alle erreichen den richtigen Ton.“

Die Stadtwache zog mich fort, ihre Schritte ein gleichmäßiger Schlag auf dem Steinboden, der wie ein verurteilter Rhythmus wirkte. Ich spürte, wie die Kälte der Zelle mich umfing, die Luft dick und abgestanden, vermischt mit dem Geruch von feuchtem Holz und dem fahlen Nachhall vergangener Verhöre.

Die Pforte fiel ins Schloss, ein letzter Ton, der das Ende eines Satzes markierte. Im Dunkel der Gefängniszelle setzte ich mich auf den feinen Staub am Boden, meine Finger spielten unwillkürlich eine stille Sequenz auf der rauen Mauer – ein stiller Widerstand gegen die Stille und die Macht, die mich gefangen hielt.

Die Dunkelheit war dicht, doch in meinem Inneren klang eine andere Harmonie: nicht die einer verlorenen Unschuld, sondern der eines Kampfes, der gerade erst begann. Sein Schatten mochte lang sein, doch die Noten meines Widerstands waren noch nicht verstummt.

Georg Böhm schob die schwere Eichentür des Geheimraums so behutsam wie möglich auf. Ein kaum hörbares Knarren, kaum mehr als ein Flüstern, setzte sich zwischen die rauen Steinmauern, die hier im Dunkel der St. Johannis Kirche ihr verborgenes Geheimnis bargen. Der Geruch von altem Holz, salziger Feuchtigkeit und ein Hauch von Wachs lag in der Luft, als wäre die Zeit selbst in diesem Winkel der Stadt langsamer geworden – oder vielleicht nur gedämpfter. Hinter sich ließ er die Tür ins Schloss gleiten und zog die Kapuze weiter ins Gesicht. Einige Augenblicke verharrte er, lauschte – nichts außer dem entfernten Tropfen von Wasser, das seinen Weg durch die Ritzen fand.

Ein Rascheln, dann gedämpfte Stimmen, die nicht laut genug waren, um wirklich zu stören. Die ersten waren bereits da. Männer in abgetragenen Lederstiefeln, ihre Gesichter von Arbeit und Sorge gezeichnet, hockten verteilt auf hölzernen Bänken, die mehr von Zweckmäßigkeit als Komfort kündeten. Zwischen ihnen mischte sich das Knistern eines zerknitterten Papierstreifens, den er in der Hand hielt – ein Stück Notenblatt, sorgfältig ausgeschnitten, ein geheimer Code, den nur wenige verstanden. Die Linien schienen wie eine Melodie, die nicht gespielt, sondern gelesen werden musste.

„Gut, dass ihr gekommen seid“, begann er, die Stimme leise, aber fest. Sein Blick glitt über die versammelte Gruppe, suchte Zuversicht und fand eher die Schatten von Zweifel. Die Salinenarbeiter, die sich hierher verirrt hatten, waren Männer, die den salzigen Wind auf der Haut trugen und die Härte des Lebens in ihren Knochen spürten. Die Stadtwachen waren weniger zahlreich, doch ihre Gesichter verrieten ebenso die Last,

die sie trugen – zwischen Pflicht und Gewissen hin- und hergerissen.

„Die Zeit entgleitet uns“, sagte Böhm. „Kellner zieht die Schrauben an, und unser Johann Sebastian...“ Er brach ab, als wolle er den Namen nicht zu oft nennen, als wäre er selbst ein zerbrechliches Instrument, das nicht zu laut gestimmt werden durfte. „...er sitzt hinter Schloss und Riegel, während die Stadt schweigt.“

Ein Mann mit wettergegerbtem Gesicht, dessen Hände von der Arbeit am Salzgestänge zeugten, hob den Kopf. „Und was schlägst du vor, Georg? Dass wir uns alle an einem Abend in die Ketten werfen? Kellner hat mehr als nur Worte für solche... Spielchen.“

Langsam nickte er, als hätte er genau diese Antwort erwartet. „Risiken sind uns nicht fremd“, entgegnete er. „Wir stehen zwischen der Ordnung, die Kellner vorgibt, und dem Chaos, das er damit sät. Doch es gibt mehr zwischen Recht und Unrecht, als die meisten sehen wollen. Johann Sebastian ist nicht nur ein Gefangener – er ist ein Schlüssel. Ein Ton, der die falsche Harmonie zerreißt.“

Ein Flüstern ging durch die Runde, als hätte jemand eine Saite angestoßen, die in ihren Herzen mitschwang. Ein jüngerer Soldat, der bislang geschwiegen hatte, rutschte auf seiner Bank vor und stieß ein mdes Lachen aus. „Ein Musiker als Schlüssel?“, fragte er trocken. „Ich dachte, wir kämpfen mit Schwertern, nicht mit Noten.“

Mit einem kaum merklichen Lächeln, das mehr Traurigkeit barg als Spott, erwiderte er: „Manchmal sind es gerade die Töne, die Türen ffnen, hinter denen Schwerter nur scheitern.“ Er machte eine kurze Pause und senkte die Stimme. „Doch das ist kein Spiel. Wer sich

hier einbringt, riskiert mehr als nur den Ruf. Kellner kennt keine Gnade. Er wird zögern – aber nicht lange.“

Ein älterer Mann mit einem Bart, der schon graue Fäden trug, lehnte sich vor. „Die Gerechtigkeit, die du suchst, Georg, ist ein merkwürdiges Lied. Manchmal klingt sie wie ein Flüstern im Sturm. Wir alle wissen, wie das endet.“

Den Blick erwidern ohne Scheu, trat er einen Schritt vor, das Licht der flackernden Kerze ließ die Schatten tanzen. „Vielleicht.“ Dann fügte er hinzu: „Aber wenn wir nicht handeln, wird der Sturm alles verschlingen. Unsere Stadt, unsere Freiheit, unser Johann Sebastian.“ Seine Hand glitt zum zerknitterten Notenblatt in seiner Tasche. „Ich habe mit einigen von euch gesprochen. Ihr wisst um die Schwächen in Kellners Wachen. Die Risse im System. Es ist nicht viel – aber genug.“

Ein Salinenarbeiter nickte langsam, seine Stimme ein rauher Klang, der dennoch Hoffnung atmete. „Wir kennen geheime Pfade, Wege, die kein Wachtposten kennt. Versteckte Türen, die selbst der Pfarrer nicht zu finden vermag.“ Er warf einen Blick zur Seite, kaum mehr als ein Schatten unter Schatten, und fügte hinzu: „Wir sind bereit – wenn du es bist.“

Das Gewicht ihrer Worte ließ er sacken, wie einen Akkord, der sich langsam aufbaute, bevor er in einen Crescendo mündete. „Ich bin es. Aber wir müssen vorsichtig sein. Jeder Schritt, jede Geste, jedes Wort ist ein Teil der Melodie, die wir spielen. Ein falscher Ton – und alles zerbricht.“

Ein Soldat zog ein kleines Stück Pergament hervor, auf dem mit spitzer Feder ein Zeichen gekritzelt war, das mehr einem musikalischen Notenschlüssel glich als einem herkömmlichen Symbol. „Das hier ist unser

Zeichen“, sagte er leise. „Wer es trägt, weiß, mit wem er es zu tun hat. Wer es sieht, erkennt den Bund.“

Böhm nahm das Pergament und faltete es sorgsam zusammen, bevor er es an sich nahm. „Gut. Dieses Zeichen wird uns verbinden. Nicht nur heute, sondern in den Stunden, die kommen.“ Sein Blick wanderte zur gegenüberliegenden Wand, wo das fahle Licht der Kerzen kaum eine verborgene Nische erhellte. „Wir müssen schnell sein, bevor Kellners Schatten sich ausbreitet.“

Ein jüngerer Mann, der bisher am Rand gesessen hatte, trat vor. Sein Atem ging schwer, als trüge er die Last von zu vielen ungesehenen Nächten. „Und Johann Sebastian? Was wissen wir über seinen Zustand?“

„Gefangen, aber nicht gebrochen“, erwiderte er. „Sein Geist ist scharf, seine Sinne wach. Doch die Zelle ist eine Melodie in Moll – kalt, einsam, ohne Hoffnung. Wir müssen das ändern.“

Schweigend legte sich eine schwere Stille über die Gruppe, dicht wie der Nebel, der manchmal über die Salinen kroch. Dann nickte der Älteste. „Wir stehen zusammen. Nicht nur für ihn, sondern für das, was diese Stadt einmal war – und sein kann.“

Tief einatmend spürte er, wie sich die Anspannung in der Luft langsam löste, als wäre ein gemeinsamer Rhythmus entstanden, der trotz aller Gefahr Zuversicht schenkte. „Dann ist es beschlossen. Wir treffen uns in der Nacht, wenn das Salz knirscht unter den Füßen und die Wachen ihre Runden drehen. Wir öffnen die Türen, die geschlossen scheinen. Für Johann Sebastian. Für Lüneburg.“

Ein fast unhörbares Rascheln folgte, als ein weiterer

Mann ein zerfleddertes Stück Papier hervorholte. Darauf war ein grober Plan skizziert – mehr eine Andeutung als eine klare Karte, doch für diejenigen, die ihn lesen konnten, ein Versprechen auf Bewegung.

„Wir müssen leise sein“, warnte Böhm, „und schnell. Diese Stadt ist ein Instrument, das wir neu stimmen wollen. Aber es liegt an uns, den ersten Ton zu setzen.“

Die Männer und Frauen sahen einander an, jeder mit dem Wissen um die Gefahr, die vor ihnen lag, und der Hoffnung, die in ihrem Zusammenschluss wuchs. Schritte hallten gedämpft von den Steinwänden zurück, als er die Tür öffnete, einen letzten Blick auf den dunklen Raum warf, der nun Zeuge ihres Pakts geworden war.

Draußen wartete die Nacht mit ihrem stillen Salzgeruch, bereit, das kommende Spiel zu umhüllen. Georg Böhm zog die Kapuze tiefer ins Gesicht, die Melodie des Widerstands war angestimmt – doch noch war kein Ton verklungen.

Das dumpfe Klopfen hallte von der rauen Steinmauer zurück, gedämpft und doch unüberhörbar in der bedrückenden Stille des Gefängnisraums. Lukas von der Hagen presste die flachen Hände gegen das kalte Mauerwerk, spürte die grobe Oberfläche unter den Fingerspitzen, rau wie sein zerwühlter Geist. Jeder Schlag war ein verzweifelter Ruf, ein Takt in einer Melodie, die niemand sonst zu hören schien. Der schwüle Duft von feuchtem Kalk und abgestandenem Atem klebte schwer in der Luft, vermischte sich mit der klirrenden Frische, die wie ein unsichtbarer Mantel um ihn lag und sich in seine Knochen fraß.

Er ließ die Hände sinken, die Finger zitterten leicht, als er sie ineinander verschränkte. Die Strohsackmatratze auf der harten Holzpritsche war dünn und scharfkantig, ein stummer Zeuge seiner Gefangenschaft. Das Holz knarrte leise, als er sich mit einem dumpfen Seufzer darauf setzte, die Schulter gegen die Wand gelehnt. Ein schwacher Lichtstreif fiel durch das kleine, vergitterte Fenster, zeichnete scharfe Schatten auf den Boden – wie Notenlinien auf einem abgewetzten Blatt. Doch die Melodie, die er suchte, blieb stumm.

Seine Augen, blass und von dunklen Ringen umgeben, tasteten den Raum ab, suchten Halt in den Schatten. Die kalten Mauern fühlten sich an wie ein Gefängnis innerhalb des Gefängnisses: keine Wärme, keine Bewegung, nur das drückende Gewicht der Einsamkeit. Die Zeit hier war zäh wie Honig, schwerfällig und klebrig, jeder Moment ein verlängertes Crescendo der Qual. Die Schritte der Wächter draußen klangen wie entfernte Trommelschläge, unaufhaltsam und unerbittlich. Ein dumpfes Echo, das sich mit seinem pochenden Herzen vermischte.

Lukas schloss die Augen, versuchte, der eisigen Umklammerung zu entkommen, den modrigen Gestank zu vergessen. Doch der Schmerz saß tief – nicht nur der körperliche, den der eiserne Ring der Haft ihm zufügte, sondern der bittere Schmerz der Ehre, die langsam zerbröckelte wie die morschen Steine um ihn herum. Ein Schandmal, das an seiner Haut klebte, schwerer als jede Kette. Mordvorwurf. Ein Wort, das wie ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse seiner Seele lag.

Seine Finger krallten sich in den Strohsack, als wolle er darin Halt finden, etwas Greifbares, das nicht zerbricht. Die Verzweiflung kroch langsam aus den Schatten, legte

sich wie kalter Nebel um seine Schultern. Er hatte die Impulsivität, die ihn oft zu schnellen Entscheidungen getrieben hatte – doch jetzt blieb ihm nur noch das Zittern der Unruhe, das nervöse Reiben der Hände, das sich wie ein leiser Takt in seiner Brust fortsetzte.

Ein leises Murmeln entwich seinen Lippen, kaum mehr als ein Flüstern, getragen von der Hoffnung, die er nicht ganz begraben konnte. „Herr Bach...“ Die Stimme war rau, brüchig, doch die Worte trugen ein Gewicht, das über die Mauern hinaus drang. „Nur du kannst diese Melodie beenden...“ Er öffnete die Augen, sah den Lichtstreif an, als könne er darin die Umrisse seines Rettungsringes erkennen.

Er dachte an Johann Sebastian, an den Jungen, der mit seinen Fingerkuppen die Töne fing, als wären sie Schmetterlinge, die man nur festhalten musste, um sie zu befreien. An den Klang, der Ordnung in das Chaos bringen konnte. Lukas' Herz schlug schneller, ein unregelmäßiger Rhythmus, der sich gegen das dumpfe Pochen des Verfalls stellte. Wenn jemand die verschlüsselten Noten seines Schicksals entziffern konnte, dann war es dieser Junge – ein Funke in der Dunkelheit, ein leiser Kontrapunkt gegen das drohende Schweigen.

Seine Hände griffen nach einer zerknitterten Falte im Stoff seiner Kleidung – ein Stück Pergament, das er heimlich bei sich getragen hatte. Es war kein Notenblatt, doch die kleine Holzfigur, die daran befestigt war, erinnerte ihn an die filigranen Instrumente, die Johann Sebastian mit solcher Leidenschaft zeichnete. Er drückte sie fest an die Brust, als hielt er damit nicht nur ein Stück Holz, sondern die letzte Hoffnung fest.

Die Kühle kroch tiefer, der modrige Duft schien sich

dichter zu legen, doch in diesem Moment, in der Stille, die nur von seinem flüsternden Namen durchbrochen wurde, spürte Lukas ein Flimmern. Es war kein Licht, das die Dunkelheit vertrieb, sondern eine Melodie, die sich in seinen Gedanken formte – eine leise, unsichere Melodie, die vielleicht den Weg aus diesem Gefängnis finden konnte.

„Du musst es verstehen, Johann...“ Seine Stimme wurde fester, drängender, als würde er mit jedem Wort die Schlinge um seinen Hals lockern wollen. „Es ist nicht nur um mein Leben... Es geht um die Ehre, um das, was bleibt, wenn die Schatten fallen.“ Ein bitteres Lächeln spielte um seine Lippen, so flüchtig wie der Duft von Salz auf feuchtem Holz, der manchmal durch die Gassen zog. „Die Wahrheit ist eine Melodie, die nur du spielen kannst.“

Ein leiser Windstoß ließ das vergitterte Fenster klirren, ein kalter Hauch, der die Stille durchbrach und die Schatten zum Tanzen brachte. Lukas sah hinauf, als könne er darin einen Akkord erkennen, der ihn in die Freiheit leitete. Seine Augen wurden glasig, der Blick verlor sich in der Ferne, doch die Stimme blieb, ein stummer Ruf, der sich wie ein leiser Kanon durch den Raum zog.

„Bitte, Johann... Lass mich nicht allein in diesem Takt der Verzweiflung.“ Seine Hand glitt über die raue Mauer, fand einen kleinen Riss, eine Unregelmäßigkeit im Stein, die wie ein fehlender Ton in einer Komposition wirkte. Ein Symbol, vielleicht, für die Lücke, die nur er füllen konnte.

Dann legte er die Stirn gegen die kalte Wand, schloss die Augen und atmete tief ein. Der modrige Geruch, die feuchte Frische, die bedrückende Stille – sie waren alle

da, präsent und unbarmherzig. Doch in seinem Innern begann eine andere Musik zu klingen: ein leises, doch beharrliches Crescendo aus Hoffnung und Furcht, aus Verzweiflung und Vertrauen.

„Nur du, Johann... nur du...“ Die Worte verhallten, blieben in der Luft hängen wie ein letzter Ton, der nicht verklingen darf.

Und mit diesem Flüstern endete die Zeit, zumindest für einen Augenblick, in der Zelle. Die Stille nahm die Worte auf und trug sie weiter, hinaus in die Nacht, hinaus in die Straßen von Lüneburg, wo Musik und Salz die Luft durchdrangen – und wo vielleicht, irgendwo, die Melodie der Rettung bereits zu erklingen begann.

Das Flackern der Öllampe warf zitternde Schatten an die groben Steinwände meiner Zelle, die sich wie ein bleierner Mantel auf meine Schultern legten. Der muffige Geruch von feuchtem Holz und altem Stein vermischte sich mit dem metallischen Klang, der von den schweren Ketten und Schlössern ausging – ein leises, unaufhörliches Knistern im Hintergrund, das sich wie ein ungebetener Taktgeber in meine Gedanken schlich. Ich presste die Stirn gegen die kalte Wand, versuchte, das Summen des Chorals in meinem Kopf zu ordnen, doch die Dissonanzen blieben, ein schiefer Akkord zwischen Hoffnung und Furcht.

Plötzlich ein Geräusch. Nicht laut, eher ein vorsichtiges Rascheln, das meinen Puls beschleunigte. Jemand bewegte sich außerhalb der Gitterstäbe, eine kaum hörbare Präsenz, die sich wie ein Schatten durch die Dunkelheit schlich. Ein kratzendes Geräusch am Riegel – ein leises Klicken, das sich anfühlte wie der erste Schlag

einer geheimen Partitur. Meine Finger krallten sich in die rauen Steine, als ich mich aufrichtete, die Augen halb geschlossen, um nicht durch das schwache Licht geblendet zu werden.

„Johann,“ flüsterte eine vertraute Stimme, ruhig und bestimmt, ein sanfter Kontrapunkt zur Beklemmung der Zelle. „Es ist Zeit.“

Georg Böhm stand da, kaum mehr als eine Silhouette, die von der flackernden Lampe gezeichnet wurde. Seine Augen funkelten im Halbdunkel, fest und nüchtern, doch in ihnen lag die leise Wärme eines Mentors, der mehr sah, als er sagte. „Wir haben nicht viel Zeit. Hörst du die Schritte? Noch zwei Wachen an der Ecke, dann wird es ruhiger.“

Ich nickte, obwohl er es nicht sehen konnte. Die Angst in meiner Brust schlug wie eine schwere Trommel, doch darunter war ein anderer Rhythmus, der sich gegen die Fesseln stemmte – die Melodie eines Entschlusses, der mich durch die Dunkelheit tragen sollte.

Ein leises Knarren, als ein anderer Verbündeter die schwere Holztür näherte. Der Mann stand dicht neben Böhm, die Hände geübt im Umgang mit Riegeln und Verschlüssen, sein Atem kaum mehr als ein Flüstern. Ich nahm das leise Klirren von Werkzeugen wahr, die vorsichtig an dem Bügel arbeiteten – ein heimliches Ensemble, gespielt für eine einzige, verborgene Partitur. Der Verschluss gab nach; ein kurzes, scharfes Klicken, das wie ein unerwarteter, doch willkommenener Dissonanzakkord klang.

„Bald, Johann,“ murmelte Böhm, die Stimme kaum mehr als ein Hauch von Wind in einer stillen Nacht. „Du bist mehr als ein Gefangener. Du bist die Melodie, die wir brauchen.“

Ich atmete tief ein. Der Geruch von feuchtem Stein wich einem Hauch von frischer Luft, der durch das schmale, vergitterte Fenster drang – ein salziger Duft, der mich an die Salinen erinnerte, an das knirschende Salz unter den Füßen, das Leben und Arbeit zugleich bedeutete. Für einen Moment schloss ich die Augen und summte leise eine Melodie, die das Chaos in mir ordnete, einen Choral, der mich an das Licht erinnerte, das jenseits dieser Mauern wartete.

Die Tür öffnete sich langsam, ein verborgenes Seufzen aus Holz und Metall. Böhm trat ein, sein Blick prüfte die Umgebung, während die Schatten hinter ihm verschwanden. „Steh auf, Johann. Die Stadt wartet nicht, und auch wir nicht.“

Ich richtete mich hastig auf, spürte die Härte der Holzpritsche noch an meinem Rücken, die kalte Kälte der Zelle, die sich wie ein Abschied anfühlte. Böhm legte mir die Hand auf die Schulter – ein fester, beruhigender Griff, der mehr sagte als Worte. „Du bist nicht allein. Wir tragen dich hinaus. Doch die Wahrheit, die du suchst, wird nicht leise sein.“

Die Schritte außerhalb wurden dichter, ein leises Murmeln von Stimmen, das mich warnte, doch auch beflügelte. Gemeinsam schlichen wir zur Tür, die Verbündeten warteten knapp außerhalb, bereit, uns zu führen. Böhm war der erste, der hinaustrat, die Hand noch immer fest auf meiner Schulter, ein stiller Schutz in der Dunkelheit.

Ich folgte, meine Füße tasteten vorsichtig den unebenen Steinboden ab, der unter meinen Sohlen knirschte – ein dezenter Ton, der mich an die rhythmischen Schläge eines Schlagzeugs erinnerte, das den Takt für das gefährliche Stück vorgab, das wir spielten. Hinter uns

schloss sich die Tür, der Verschluss klickte leise zu, als wollte er die Vergangenheit einsperren, während wir uns in die Nacht wagten.

Draußen war die Luft kühl und schwer vom Salz der Elbe, vermischt mit dem Rauch aus fernen Feuerstellen. Der Geruch vermischte sich mit dem Klang von entfernten Stimmen und dem gelegentlichen Knarren von Holzbalken im Wind – eine Sinfonie der Stadt, die lebte, während wir uns durch ihre Schatten bewegten.

Böhm war still, seine Augen scannten die Gassen, die uns den Weg wiesen. Doch dann, beinahe unmerklich, drehte er sich zu mir um. „Johann, der Weg ist noch lang. Aber ich sehe den Funken in dir, der nicht erlischt. Du bist nicht das, was sie dir anzudichten versuchen. Du bist die Melodie, die alles übertönt.“

Ich wollte antworten, doch die Worte blieben in meinem Hals stecken, verdrängt von der Flut aus Erleichterung und Angst. Stattdessen summte ich leise weiter, die Melodie wurde zu einem inneren Schild – ein Versprechen an mich selbst und an die, die an mich glaubten.

Wir bewegten uns weiter, die Schatten wurden länger, und die Nacht schien schwerer zu atmen. Doch in mir war ein neuer Klang, ein aufbrausendes Crescendo, das die Stille durchbrach. Die Zelle war hinter mir, die Freiheit vor mir – und mit ihr die Pflicht, die Wahrheit zu finden. Nicht als Gefangener, sondern als Kämpfer.

Der Weg mochte noch dunkel sein, doch ich wusste: Ich würde nicht schweigen. Nicht mehr. Nicht hier. Nicht jetzt.

Und so traten wir hinaus in die Nacht, begleitet vom leisen Rascheln der Salzkörner unter unseren Füßen – ein

letztes Echo der Gefangenschaft, das sich in die Melodie meiner Entschlossenheit verwandelte.

Der alte Kran als Schauplatz

Die alte Konstruktion des Hebewerks knarrte sanft im kühlen Abendwind, als wir uns dem nördlichen Flussufer näherten. Das Holz roch nach feuchtem Harz und altem Rauch, und ich konnte fühlen, wie die rauen Balken unter meinen Fingernägeln zitterten, als ich mich daran festhielt. Georg Böhm war schon da, seine Gestalt verschmolz fast mit den Schatten zwischen den Balken, während er mit gedämpfter Stimme die letzten Anweisungen gab.

„Still sein“, hauchte er, so gedämpft, dass das Rascheln seines Gewandes selbst fast wie ein Vergehen klang. „Wir müssen sie hören, bevor sie uns hören.“

Ich nickte, obwohl ich nicht sicher war, ob er das sehen konnte. Meine Hände zitterten kaum merklich, ein leises Echo meiner inneren Unruhe. Doch die Anspannung war nicht nur Furcht – es war die gespannte Erwartung, die sich wie ein Saiteninstrument bereit machte, jeden Ton akkurat zu treffen. Ich presste die Lippen zusammen, atmete die kühle, feuchte Luft ein, die nach Salz und modrigem Holz schmeckte. Unter mir plätscherte die Ilmenau sanft, als würde sie selbst den Atem anhalten.

Unsere kleine Gruppe verteilte sich an den strategischen Punkten. Ich kletterte vorsichtig auf einen der schrägen Balken, die wie die Rippen eines alten Schiffes in den Himmel ragten, und nahm Platz. Von hier aus hatte ich freie Sicht auf das Hebewerk und die dahinterliegenden Lagerhäuser, deren Schatten sich wie schwarze Flecken

ausbreiteten. Mein Herz schlug in einem unregelmäßigen Rhythmus, doch ich zwang mich zur Ruhe.

„Johann, hörst du das?“ Böhms Stimme war kaum mehr als ein Hauch, doch sie schnitt durch die Stille wie ein gezupfter Bass. Ich lauschte.

Kaum wahrnehmbar, aber da – ein unregelmäßiges Klopfen, das anders war als das stetige Rauschen des Wassers oder das gelegentliche Knistern der morschen Balken. Es war der Klang eines entfernten Schlagzeugs, vielleicht ein Signal. Nicht laut genug, um Aufmerksamkeit zu erregen, aber eindeutig genug für mein absolutes Gehör.

Ich nickte und gab zurück: „Ja, ein unregelmäßiger Takt. Kein gewöhnliches Geräusch.“

Böhm zog die Stirn kraus. „Das Zeichen. Es beginnt.“

Ich spürte, wie sich die anderen Verbündeten reglos bewegten. Ein leises Rascheln, ein gedämpftes Murmeln, dann wieder Stille. Alles wirkte wie ein sorgfältig komponiertes Stück, in dem jeder Ton bedeutungsvoll war. Mein Blick glitt zu einem zerknitterten Notenblatt, das jemand hastig in eine Ritze gesteckt hatte. Die Linien waren mit Tinte verwischt, doch ich erkannte Fragmente einer Melodie – eine verschlüsselte Botschaft vielleicht, oder nur Zufall?

„Versteckt euch gut“, ermahnte Böhm, „und haltet die Augen offen.“

Ich fühlte, wie sich meine Sinne schärften, als wäre mein ganzes Wesen ein Resonanzkörper, bereit, jede kleine Abweichung im Klangbild aufzunehmen. Das Knarren des Hebewerks, das entfernte Klirren von Ketten, das leise Knacken von Holz – alles verwob sich zu einem unheimlichen Konzert.

Ein Verbündeter neben mir hob die Hand, seine Finger waren steif vor Kälte. Ein stummes Nicken genügte, und ich spürte die stille Übereinkunft, dass niemand mehr sprechen würde. Worte konnten hier schnell zum Verrat werden.

Die Schatten tanzten zwischen den Balken, kaum mehr als schemenhafte Schleier, die sich mit der Nacht verbanden. Ich zog meinen Mantel fester um mich, der Stoff kratzte angenehm rau an meinem Hals. Ein Gefühl von Schutz und zugleich Gefangenschaft.

„Sie kommen nicht ohne Grund“, murmelte Böhm, als ob er mehr mit sich selbst sprach. „Jeder Schritt, jedes Geräusch – ein Teil des Spiels.“

Ich beobachtete, wie sein Blick die Umgebung absuchte, die Augen scharf wie ein Fiedelbogen, der die nächsten Noten erspäßt. Seine ruhige Präsenz wirkte fast wie ein Anker in diesem Meer aus Unsicherheit.

Plötzlich ein weiteres Geräusch. Ein leises Klirren, als ob jemand einen Schlüssel vorsichtig fallen ließ und sofort erstarrte. Ich hörte es, bevor ich es sehen konnte, und spannte mich an.

„Nah“, wisperte ich, „zu nah.“

Böhm hob die Hand, verlangsamte mit einer kaum merklichen Bewegung das Atmen der Gruppe. Wir waren eins mit der Dunkelheit, jeder von uns ein Schatten, der bereit war, jeden falschen Ton in der Nacht zu entlarven.

Ich spürte, wie sich mein Herzschlag mit dem Fluss verband, ein stetiges Pochen, das mir den Takt vorgab. Die Musik war nicht nur Klang. Sie war Warnung, Sprache, Waffe und Schild zugleich.

„Bleib wach“, sagte Böhm leise, „die Nacht ist

trügerisch.“

Ich nickte, während meine Ohren die kleinsten Nuancen einfingen: das entfernte Knurren eines Hundes, das Rascheln eines Raben in den Bäumen, das leise Quietschen eines Holzbalkens, der sich unter der Last bewegte. Jeder Ton erzählte eine Geschichte, und ich war entschlossen, sie zu verstehen.

Ein weiterer Blick zum Hebewerk. Die schwachen Konturen eines bewegten Schattenwurfs zeichneten sich ab – zu langsam, zu bedacht für einen bloßen Spaziergang.

„Gleich“, sagte ich in Gedanken, „gleich wird das Stück beginnen.“

Die Verbündeten richteten sich in ihren Verstecken ein, die Hände umklammerten Werkzeuge und Waffen, die sonst nur im Notfall zum Einsatz kamen. Das Rascheln von Stoff, das gedämpfte Atmen – eine stille Symphonie des Wartens.

Ich spürte, wie sich die Spannung wie ein feiner Draht um meine Brust legte, fest und unnachgiebig. Die Nacht war noch jung, doch der Showdown war nah.

„Haltet die Stellung“, wies Böhm an, „wir sind die unsichtbaren Zuhörer.“

Wir waren Wächter eines Geheimnisses, verborgene Stimmen in einer Stadt, die sich unter dem Deckmantel der Dunkelheit offenbarte.

Ich schloss kurz die Augen, ließ die Geräusche der Ilmenau und des Hebewerks in mich einsickern. Jeder Klang war ein Pinselstrich auf der Leinwand der Nacht, jeder Atemzug eine Note im ungelösten Stück.

Als ich die Augen wieder öffnete, war ich bereit. Nicht nur als Beobachter, sondern als Teil eines größeren

Ganzen.

Ein Schatten löste sich von den Lagerhäusern, bewegte sich vorsichtig auf die Konstruktion zu.

Kein Wort wurde gesprochen. Keine Bewegung verloren.

Nur das leise, unregelmäßige Schlagen des entfernten Schlagzeugs, das wie ein heimliches Metronom in der Nacht pochte.

Das Konzert begann.

Der Alte Kran stand schief in der Dämmerung, seine morschen Balken ächzten leise im Wind, als wollten sie mit jedem Knarren die Geheimnisse der Stadt erzählen. Salz lag schwer in der Luft, vermischt mit einer scharfen Note von feuchtem Holz und Rauch, die aus den Häusern am Flussufer herüberzog. Ich drückte mich näher an die Schatten der Lagerhütten, die Hände in den Taschen vergraben, die Finger tastend um das zerknitterte Notenblatt, das ich heimlich in meiner Brusttasche verstaut hatte. Mein Herz schlug leise, aber bestimmt, und meine Ohren waren offen wie nie zuvor.

Da. Schritte. Schwer, zielstrebig, unüberhörbar gegen das Kieseln des Ufers. Der Alte Kran wurde von dunklen Gestalten umrundet, als ginge die Nacht selbst in ihre Hände über. Albrecht Kellner, der Mann, dessen Tonfall mir seit Wochen nicht mehr aus dem Kopf ging, trat aus dem Schatten. Sein Mantel hing wie ein finsterer Vorhang um seine Schultern, und sein Blick war scharf wie ein scharfkantiger Steinwurf inmitten der stillen Gasse. Hinter ihm folgten zwei seiner Handlanger, deren Gesichter halb im Dunkeln verschwanden,

doch ihre Haltung sprach von Gewaltbereitschaft, die man nicht laut aussprechen musste.

„Hier,“ sagte Kellner mit einer Stimme, die das Knurren eines tiefen Flusses hatte, „ist unser Treffpunkt. Wo Salz und Schweigen sich vermischen.“

Ich spürte, wie sich meine Nackenhaare aufstellten. Schweigen, ja – aber nicht das friedliche einer schlafenden Stadt. Es war das Schweigen derer, die mehr wissen, als sie sagen dürfen.

Er trat näher an den Kran, die klammen Finger strichen über das grobe Holz, als prüfte er die Treue eines alten Freundes. „Die Wege sind offen, doch nicht für jedermann,“ murmelte er, seine Worte ein leiser Fluss, der unter der Oberfläche brodelte.

Sein Handlanger, ein breitschultriger Mann mit einem Gesicht, das die Härte von geschlagenem Leder trug, nickte. „Die Boote bringen das Salz heimlich an Land. Keine Stadtwache, keine Neugierigen. Nur wir.“ Seine Stimme trug die Überzeugung eines Mannes, der sich hinter Kellners Rücken sicher fühlt – loyal, aber auch von der eigenen Macht durchdrungen.

„Nur wir.“ Kellners Worte hingen wie ein drohendes Echo in der feuchten Luft. Ich konnte das Rascheln ihrer Mäntel hören, das leise Knarren des Kranarms, der sich im Wind bewegte, und das ferne Plätschern des Flusses, das sich mit den Lauten vermischte.

Der andere Handlanger, schmaler, mit einem Blick, der so kalt war wie der Fluss im Winter, fügte hinzu: „Jakob hat zu viel gewollt. Ein Problem, das wir beseitigen mussten.“ Seine Stimme war leise, aber das Gewicht seiner Worte war unmissverständlich – eine Warnung und ein klares Statement zugleich.

Ich schluckte. Jakob Friesen. Sein Name lag schwer in der Luft, wie ein Ton, der falsch angeschlagen wurde und trotzdem nicht verstummen wollte.

Kellner drehte sich halb um, die Augen funkelten in der Dämmerung. „Ein Problem, ja. Man kann nicht zulassen, dass Schwächlinge das System stören. Er hat zu viel geredet, zu viel gefordert. Das Salz ist unser Leben, und Leben verlangt Opfer.“ Sein Tonfall war kalt, ohne Raum für Zweifel – ein Mann, der sich selbst als Richter und Henker sieht.

Die Worte waren nicht laut, doch sie schnitten tiefer als jedes Schwert. In ihnen lag die Kälte einer Entscheidung, die Leben auslöscht wie ein Funken, der auf trockenes Holz fällt. Ich spürte die Gefahr in der Luft, als wäre sie ein unsichtbares Instrument, das jeden Moment einen dissonanten Akkord anschlagen könnte.

„Wir halten die Routen sauber,“ sagte der breitschultrige Handlanger, „keine Verräter. Wer sich stellt, wird schweigen. Für immer.“ Seine Stimme war ein Versprechen – und eine Drohung zugleich.

Er nickte, sein Blick wanderte zur dunklen Silhouette des Flusses, die sich wie ein schwarzes Band durch die Stadt zog. „Lukas war ein nützlicher Sündenbock. Zu leicht zu formen, zu leicht zu brechen. Doch die Wahrheit liegt hier, in unserem Griff. Und wer nicht gehorcht, fällt.“ Seine Worte offenbarten nicht nur seine Loyalität, sondern auch seine Bereitschaft, kalt zu handeln.

Ich sog die kühle Luft ein, durchdrungen von salziger Feuchtigkeit und Furcht, und versuchte, mir jedes Wort, jeden Klang einzuprägen. Mein absoluter Gehörsinn zeichnete aus dem Geflecht von Stimmen und Geräuschen eine Melodie der Gefahr: das Knistern der Kiesel unter Stiefeln, das leise Knarren eines losen Bretters, das

kaum hörbare Rascheln eines Mantels, der sich bewegte.

Kellner wandte sich zu seinem zweiten Handlanger, ein kurzes Nicken, mehr Befehl als Gespräch. „Bereite die nächsten Lieferungen vor. Keine Fehler mehr. Das Salz muss fließen, koste es, was es wolle.“ Seine Entschlossenheit war wie ein dunkler Akkord, der alles andere übertönt.

„Und der Junge?“ fragte der schmale Handlanger mit einer Stimme, die ein wenig zu neugierig klang. Die Neugier schien von der Angst überdeckt, was seine Frage noch bedrohlicher machte.

„Er wird schweigen. Oder verschwinden.“ Die Mundwinkel zuckten kaum merklich. „Es ist Zeit, dass die Stadt die Wahrheit schluckt – so bitter sie auch sein mag.“ Kellners Worte waren eine Mischung aus Drohung und finsterem Kalkül.

Ich presste die Lippen zusammen. Nicht mehr lange, und alles würde aufbrechen. Die Komposition, die ich vernahm, war kein Werk der Harmonie, sondern eines der gezielten Dissonanzen, die nur ein geübtes Ohr entwirren konnte. Meine Finger krallten sich in das Notenblatt, als könnte ich so die Wahrheit festhalten, bevor sie wieder im Dunkel verloren ging.

Die Kälte kroch über meine Haut, das Salz knirschte unter meinen Schuhen – ein stummer Zeuge der Verstrickungen, die sich hier spann. Kellner war mehr als ein Verbrecher; er war der Dirigent eines finsternen Orchesters, dessen Töne im Verborgenen erklangen.

Ein letzter Blick zum Fluss, dann wandte er sich ab. „Dann ist alles gesagt. Bleibt wachsam. Die Stadt schläft nie, und unser Spiel beginnt erst.“

Seine Worte verhallten in der Nacht, doch ich hörte

sie noch lange nachklingen – wie ein verhängnisvoller Akkord, der die Ruhe zerbrach.

Ich blieb noch einen Moment regungslos im Schatten, die Gedanken wirbelten wie Notenblätter im Sturm. Die Maske der Unschuld, die Lukas getragen hatte, bröckelte, und die Schatten hinter dem Alten Kran wurden greifbar. Jetzt wusste ich, was ich wusste – und was ich noch zu beweisen hatte.

Die Nacht war noch jung, und ich war allein. Aber ich würde nicht schweigen. Nicht jetzt. Nicht hier.

Das Knarren des morschen Brettes unter Georgs Fuß durchschnitt die Ruhe am alten Hafenkran wie ein scharf gezupfter Akkord. Johann hielt den Atem an, spürte, wie das Wasser unter ihnen leise gegen die hölzernen Pfähle plätscherte, als wolle es selbst den Verlauf des Abends beeinflussen. Die feuchte Kälte kroch ihm in die Ärmel, vermischte sich mit dem salzigen Hauch, der vom Fluss heraufzog. Nur wenige Schritte weiter tummelten sich die Schatten – Gestalten, die sich mit gedämpften Stimmen und rissigen Lederstiefeln auf den Angriff vorbereiteten. Die Stadtwache, aufgeteilt in kleine Gruppen, hatte sich hinter den Holzträgern des Gerüsts verschanzi, bereit, zuzuschlagen.

Johann spürte das Gewicht der gesammelten Beweise in seiner Brusttasche – das zerknitterte Notenblatt, dessen verschlüsselte Melodie ihnen den Schlüssel geliefert hatte. Georgs ruhige Präsenz neben ihm war wie ein verlässlicher Bass, der die Melodie ihres Plans zusammenhielt. Auch wenn Johann kaum wagte, es zu denken, lag ein Funke Hoffnung in der kühlen Luft, getränkt von der Erwartung, dass Gerechtigkeit heute

nicht nur ein fernes Versprechen bleiben könnte.

„Bereit?“, flüsterte Georg, ohne den Blick von der dunklen Gestalt zu lösen, die sich am anderen Ende der Konstruktion bewegte.

Johann nickte, so leise, dass es kaum mehr als ein Atemzug war.

Dann war es, als würde die Welt den Taktstock senken. Ein kurzes, scharfes Signal aus der Ecke – und die Stadtwache stürmte vor. Holz ächzte unter preschenden Stiefeln, Stimmen erhoben sich, hart und bestimmt. „Halt! Stadtwache! Hände hoch!“

Albrecht Kellner drehte sich abrupt um, sein Gesicht war eine Maske aus Zorn und Überraschung. Seine Stimme schnitt wie ein scharfkantiger Steinwurf durch die Nacht: „Was soll das? Ihr wagt es, mich hier zu stören?“

Seine Handlanger griffen hastig nach den verborgenen Waffen, doch die Stadtwache reagierte schneller. Ein Griff ins Genick, ein Druck auf die Schulter, und schon lag ein Mann am Boden, verstummt wie ein verstimmtes Instrument, dessen Saite gerissen war.

„Kellner“, sagte Georg, seine Stimme so ruhig wie ein tiefes Cello, das einen schweren Ton hält. „Sie sind umstellt. Wir haben Beweise – Zeugenaussagen und das Notenblatt, das Ihre Machenschaften entlarvt. Schmuggel, Bestechung und Mord. Sie können sich nicht mehr herauswinden.“

Kellners Augen funkelten wild, doch unter der Oberfläche zuckte etwas, das Johann als Angst erkannte. Ein Musiker, der seinen Einsatz verpasst hat und nun hilflos dem Taktgeber ausgeliefert ist. „Lügen! Alles Lügen! Diese Noten sind nichts als ein wirres Durcheinander, und eure Zeugen sind käuflich!“

„Nicht heute“, erwiderte Johann, und seine Stimme war fester, als er sich selbst zutraute. „Die Melodie spricht für sich. Die Wahrheit liegt in jedem Ton.“

Kellner stieß ein raues Lachen aus, das wie ein abgestoßener Akkord klang. Doch dann, unbeholfen und hastig, griff er nach einem verborgenen Messer. Ein schneller Griff der Stadtwache, und die Klinge fiel klirrend auf das Holz.

„Genug!“, befahl Georg mit einer Autorität, die keinen Widerspruch duldete. Kellner wurde gefesselt, seine Schultern sackten unter dem Gewicht der Niederlage.

Johann beobachtete, wie die Schatten sich verdichteten, wie die Geräusche des Flusses und der Nacht gegen die anhaltende Ruhe ankämpften. Lukas von der Hagen trat vor, sein Gesicht blass, die Augen voller unausgesprochener Erleichterung. „Ich danke euch“, sagte er, kaum mehr als ein Flüstern, doch es trug das Gewicht der Befreiung.

Georg legte eine Hand auf Lukas' Schulter, sein Blick fest und doch freundlich. „Gerechtigkeit mag langsam sein, aber sie findet ihren Weg.“

Johann spürte, wie die Anspannung aus seinem Körper wich, doch die Kälte blieb – nicht nur die der Nacht, sondern die der Erkenntnis, dass dies nur ein Kapitel war. Die Stadt, mit all ihren verborgenen Stimmen und dunklen Harmonien, würde auch morgen noch ihr Rätsel spielen.

Am alten Hafenkran, unter dem flackernden Licht der Laternen, begann eine neue Strophe. Die Wahrheit hatte sich durchgesetzt, wenn auch nur für einen Moment. Und doch wusste Johann, dass die Melodie noch lange nicht verklungen war.

Er atmete tief ein, den Geruch von feuchtem Holz und Salzwasser in der Nase, und sah zu Georg, der bereits die nächsten Schritte durchdachte. Ein leises Rascheln – das zerknitterte Notenblatt in seiner Hand erinnerte ihn daran, wie zerbrechlich und zugleich mächtig die Wahrheit sein konnte.

„Gut gemacht“, murmelte Georg. „Aber der Tanz ist noch nicht vorbei.“

Johann nickte. „Ich bin bereit.“

Das alte Gerüst ächzte erneut, als ein neuer Windstoß durch die Flussbiegung zog. Die Nacht hatte gerade erst begonnen.

Der Alte Kran stand still in der kühlen Morgenluft, seine massiven Balken ragten schwarz gegen den blass werdenden Himmel, als wären sie die letzten Zeugen einer Stadt, die sich zwischen Dunkelheit und Tag wand. Ich saß auf einem der breiten Träger, die über das Wasser hinausragten, spürte das raue Material unter meinen Fingern, das noch den Geruch von feuchtem Salz trug – ein Duft, der sich tief in die Lüneburger Seele einzuschreiben schien, so unverrückbar wie die Gesetze der Musik. Georg stand neben mir, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, den Blick auf den Fluss gerichtet, der leise plätscherte, als wolle er die letzten Schatten von gestern fortspülen.

„Also, Johann,“ begann er, seine Stimme so trocken wie das alte Eichenholz unter uns, „man sagt, Musik sei die Sprache der Engel. Nach heutiger Erfahrung neige ich eher dazu, sie als das Flüstern eines cleveren Spitzbuben zu betrachten.“

Ein kleines Lächeln zeichnete sich trotz der Erschöpfung auf meinem Gesicht ab. „Vielleicht ist sie beides“, entgegnete ich, „engelsgleich in ihrer Schönheit, aber auch listig genug, um Geheimnisse zu verraten, die Worte nicht fassen können.“ Unwillkürlich spielten meine Finger eine leise Melodie auf dem Balken, ein zartes Knistern, kaum mehr als ein Atemzug. „Die Wahrheit, Georg. Klang kann sie finden, selbst wenn Worte schweigen oder Lügen sich wie Schatten darüber legen.“

Er wandte sich mir zu, ein Stirnrunzeln, das eher neckisch als skeptisch wirkte. „Du bist ja schon ein kleiner Philosoph. Und das mit sechzehn – du wirst mir noch wie ein alter Meister vorkommen.“ Seine Stimme trug jetzt diesen warmen Unterton, der selten aus ihm sprach, wie ein unerwartetes Akkordflimmern in einem sonst ernstesten Stück.

Mein Blick glitt zum Ufer, wo Lukas von der Hagen hinter einer Gruppe Verbündeter stand, die sich noch immer leise unterhielten, sichtbar erleichtert über seine Freiheit. Sein Gesicht war blass, doch die Last, die man ihm abgenommen hatte, schien schwerer auf seinen Schultern zu liegen als die Ketten zuvor. Ein Mann, der gerade erst wieder Atem schöpfte – und dennoch entschlossen, so schien es mir, den Kampf nicht enden lassen zu wollen. Aber das war seine Geschichte, nicht meine.

„Es ist seltsam“, fuhr ich fort, „dass das, was uns am meisten bewegt, oft nicht in großen Worten steckt, sondern in einem kleinen Takt, einem einzigen Ton.“ Aus meiner Tasche zog ich ein zerknittertes Notenblatt – dasjenige, das wir gestern gefunden hatten, mit den verschlungenen Zeichen und dem ungewöhnlichen Akkord, der uns zum Keller geführt hatte. „Dieses Blatt, Georg.

Es war wie eine Botschaft in einer Flasche, eingesperrt in Melodie und Rhythmus. Wer hätte gedacht, dass ein paar Noten mehr sagen können als mancher Zeuge?“

Georg nickte, seine Augen glänzten im schwachen Morgenlicht, als würden sie den Klang in meinen Worten sehen. „Die Kunst, Johann, liegt darin, zwischen den Zeilen zu hören. Nicht nur, was gespielt wird, sondern auch, was fehlt. In der Stille, im Schweigen – dort versteckt sich oft die Wahrheit.“

Die Worte schwebten einen Moment zwischen uns, leichter als eine Feder, doch schwerer als ein dunkles Geheimnis. Langsam löste sich die Anspannung der letzten Stunden, das Gewicht der Sorge glitt von meinen Schultern und wurde von einer ruhigen Zuversicht abgelöst. Es war, als ob der Klang selbst uns beruhigte, wie eine vertraute Melodie, die man nach langer Abwesenheit wiederfindet.

„Du hast recht, Georg,“ sagte ich leise und richtete meinen Blick auf das Wasser, das wie ein endloses Notenband vor uns lag. „Harmonie ist mehr als nur Klang. Sie ist ein Werkzeug – für Ordnung inmitten des Chaos, für Licht in der Dunkelheit.“ Tief atmete ich ein und ließ den salzigen Hauch des Flusses in meine Lungen strömen. „Vielleicht ist es das, was mich antreibt. Nicht nur die Schönheit, sondern die Gerechtigkeit, die sie bringen kann.“

Er lachte leise, ein raues Geräusch, das so unvermittelt kam wie ein unerwarteter Akkordwechsel in einer sonst vorhersehbaren Komposition. „Wer hätte gedacht, dass unser junger Bach hier schon an der Schwelle zur großen Gerechtigkeit steht? Ich hoffe nur, du spielst später nicht noch den Staatsanwalt mit der Geige.“

Mit einem Schmunzeln erwiderte ich seinen Blick, das

mehr sagte als Worte. „Nur wenn die Noten passen.“

Georg lehnte sich zurück, sein Gesicht nun entspannter, fast väterlich in seiner Güte. „Es ist gut, dass du das so siehst. Du bist nicht mehr der Junge, der vor einigen Monaten noch gegen die eigene Unsicherheit ankämpfte. Heute hast du nicht nur Mut bewiesen, sondern auch gezeigt, dass Gefühl und Verstand einander ergänzen können – wie zwei Stimmen in einem Kanon.“

Ich nickte, spürte eine Wärme, die nicht von der kühlen Luft kam. „Ich hoffe nur, dass ich eines Tages in der Lage sein werde, diese Stimmen so zu führen, dass sie nicht nur schön klingen, sondern auch Gerechtigkeit bringen. Dass die Menschen hören, was wirklich gesagt wird – und nicht nur das, was sie hören wollen.“

„Eine noble Ambition“, murmelte Georg und wandte den Blick erneut dem Fluss zu, dessen Oberfläche jetzt das erste blasse Licht des Morgens spiegelte. „Aber vergiss nicht: Auch die beste Melodie kann falsch verstanden werden. Manchmal liegt die Wahrheit in der Interpretation – und die ist selten einfach.“

Mein Blick glitt über das Wasser, das leise seine eigenen Geschichten erzählte. „Vielleicht“, sagte ich, „ist das die Herausforderung – die Suche nach Harmonie zwischen den Stimmen, die sich nicht immer einig sind.“

Zustimmend nickte Georg, ein kleines, fast unsichtbares Lächeln spielte um seine Lippen. „Und genau deshalb sind wir hier, Johann. Um zuzuhören, zu lernen und gelegentlich das richtige Lied zu spielen – auch wenn das Publikum nicht immer applaudiert.“

Leise lachte ich, fühlte mich plötzlich leichter, als hätte der Fluss etwas von seiner Ruhe in mich hineingegossen. „Dann spielen wir eben weiter, bis die Melodie stimmt.“

Neben uns raschelte das trockene Laub, und irgendwo in der Ferne begann ein Hahn zu krähen, ein unsicherer Auftakt für den neuen Tag. Lukas' Stimme war nun nur noch ein entferntes Murmeln, ein weiterer Ton in der vielstimmigen Stadt, die langsam erwachte.

„Weißt du, Georg,“ sagte ich, „manchmal denke ich, der Klang ist wie Salz auf der Zunge. Er schmeckt erst scharf, doch ohne ihn fehlt etwas ganz Wesentliches.“ Den Satz ließ ich in der Luft verhallen, bevor ich hinzufügte: „Und manchmal ist es das Einzige, was uns vor dem Verfall bewahrt.“

Er sah mich an, die Augen glänzten nun ganz klar im Morgenlicht. „Dann vergiss nicht, Johann – auch wenn das Salz bitter schmeckt, es hält die Dinge zusammen. Und du bist derjenige, der dafür sorgt, dass es nicht zu viel wird.“

Ich nickte, fühlte mich plötzlich ein wenig größer, als würde ich mit jeder Sekunde mehr in die Rolle wachsen, die mir noch bevorstand. Der Alte Kran, der Fluss, die Stadt – sie alle schienen mir nicht länger nur Kulisse, sondern Teil eines großen, komplexen Stücks, in dem ich erst am Anfang stand.

„Lass uns gehen“, sagte Georg schließlich und klopfte mir auf die Schulter – ein kleiner, warmer Akt in der kalten Morgenluft. „Die Stadt wartet, und ich glaube, sie ist bereit, uns wieder willkommen zu heißen.“

Aufstehend streckte ich mich, spürte den Träger unter den Händen und die frische Brise, die wie eine leise Melodie um uns herumspielte. „Bereit, ja. Aber ich fürchte, der Klang hört nie wirklich auf.“

Georg schüttelte den Kopf, ein leises Lachen in der Kehle. „Das tut er nie, Johann. Und zum Glück.“

Gemeinsam gingen wir den Pfad zurück in die Stadt, die ersten Sonnenstrahlen zeichneten lange Schatten auf das Kopfsteinpflaster. In meiner Brust spielte eine neue Melodie – leise, aber bestimmt. Eine Melodie von Wahrheit und Hoffnung, die gerade erst begonnen hatte.

Die Ruhe vor dem neuen Sturm

Das Knarren der schweren Eichentür hallte nach, als ich die Schwelle der Elisabeth-Kapelle überschritt. Der vertraute Geruch von altem Holz stieg mir entgegen – ein Duft, der sich wie ein heimliches Versprechen in meine Lungen legte: Wachsamkeit, Zeitlosigkeit, und doch eine trügerische Sicherheit. Die Backsteinwände in tiefem Ziegelton schienen das Licht zu schlucken, das durch die bunten Fensterfugen fiel, und warfen ein gedämpftes Kaleidoskop aus blassen Rot- und Grüntönen auf den kalten Steinboden. So begann ein neuer Tag, und doch war alles anders.

Tief atmete ich ein. Der Hauch von modriger Feuchtigkeit, vermischt mit einem kaum wahrnehmbaren Salzgeruch, lag in der Luft – als hätte die Atmosphäre selbst etwas von der rauen Nordsee mitgebracht, die nicht weit entfernt war. Ein leises Rascheln ließ mich die verstreuten Blätter auf dem Pult neben der Orgel bemerken. Sie wirkten unordentlich, als hätten sie jemand hastig zurückgelassen, und doch lag in dieser chaotischen Ordnung eine eigentümliche Melodie, die nur ich zu hören vermochte. Die Linien der Notenschrift erschienen wie ein zartes Geflecht aus Klang und Schweigen, das auf eine längst verschollene Wahrheit hinwies. Vielleicht war es nur Einbildung,

oder aber ein Hinweis, den ich noch nicht zu deuten vermochte.

Stille herrschte in der Kapelle. Nur das schwache Knistern von Holz, das sich durch die Kälte zog, durchbrach das Schweigen – ein leises Flüstern, das zwischen den Pfeilern und Gewölben umherzog wie ein scheues Tier. Die warmen, ziegelroten Mauern schienen den Raum zu umarmen, schützend und doch fordernd. Hier fühlte ich mich zuhause, geborgen und doch nicht gefangen. Als hätte ich zwischen diesen Mauern eine Zuflucht gefunden, die zugleich ein Spiegel war – ein Spiegel meiner selbst, der mir zeigte, wie sehr ich mich verändert hatte.

Vorsichtig trat ich näher an das Pult heran und ließ meine Finger flüchtig über die rauen Seiten eines zerknitterten Blatts gleiten. Es war das erste Mal, dass mir das Papier nicht nur als Träger von Musik erschien, sondern als ein Dokument voller Geheimnisse, das mehr sprach als bloße Töne. Musik war für mich nicht länger nur Klang, nicht nur Kunst oder Gottesdienst – sie war ein Code, ein Schlüssel zu einer tieferen Wahrheit, die irgendwo zwischen Harmonie und Chaos lag. Die Wahrheit war nicht immer schön, das hatte ich gelernt, aber sie musste gefunden werden. Und vielleicht lag sie in einer Melodie verborgen, die noch nicht gespielt war.

Im hinteren Teil des Raums vernahm ich das gedämpfte Murmeln der Chorjungen, ein vertrautes Ritual, das wie ein leiser Herzschlag durch die Kirche zog. Ihre Stimmen waren noch nicht ganz gefestigt, von der Unschuld der Jugend geprägt – ein Kontrast zu meiner eigenen inneren Unruhe. Sie übten sich in der perfekten Ordnung der Töne, die für sie ein sicherer Hafen war, während mir bewusst war, dass die Welt draußen allzu oft von Dissonanz beherrscht wurde. Die Routine wirkte beinahe naiv, und doch war sie notwendig, vielleicht

sogar lebenswichtig. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich sie, ohne mich zu ihnen zu gesellen. Nicht mehr war ich der unbeschwerte Schüler, der bedenkenlos in die Melodien eintauchte. Gewachsen war ich, oder zumindest geworfen worden in eine neue Rolle, die Verantwortung mit sich brachte.

Die Luft fühlte sich kühler an, als hätte die Dunkelheit der vergangenen Nacht ihre Finger noch nicht ganz von den Steinen gelöst. Ein leichter Schauer lief mir über den Rücken, nicht aus Furcht, sondern als leises Signal meines Körpers, dass die Ruhe trügerisch war. Draußen erwachte die Stadt langsam, und mit ihr auch die Geräusche, die ich längst mit der Kirche verbunden hatte: das entfernte Krähen eines Hahns, das dumpfe Klopfen von Holzschuhen auf Kopfsteinpflaster, das Rumpeln von Karren. Doch hier drinnen blieb alles ruhig, als ob die Zeit selbst innehielt.

Mein Blick wanderte über die Orgel, deren Pfeifen wie stumme Zeugen vergangener und kommender Ereignisse standen. Das Instrument vereinte Gegensätze – mit seiner Kraft und Zerbrechlichkeit, seiner Lautstärke und dem leisen Hauch von Schweigen. Vielleicht war sie ein passendes Bild für meine Situation. Die Melodien, die ich einst sorglos spielte, hatten nun Gewicht. Sie trugen nicht nur Schönheit, sondern auch Verantwortung. Und in ihnen lag die Möglichkeit, Dinge zu verändern – oder zumindest zu enthüllen.

Ein leises Lachen, kaum mehr als ein Hauch, entwich mir bei dem Gedanken, eine neue Melodie zu komponieren. Nicht irgendeine Melodie – eine, die etwas verbarg, etwas offenbarte. Vielleicht war es töricht, so etwas in meinem Alter zu denken, und doch konnte ich dieses Gefühl nicht abschütteln. Es war wie ein leiser Ruf, der durch die Ruhe hallte, ein Ton, der sich noch nicht

in Worte fassen ließ. Musik war meine Sprache, mein Werkzeug – und vielleicht bald auch meine Waffe.

Auf der kalten Holzbank, die an der Seite der Kapelle stand, ließ ich mich nieder und spürte die raue Oberfläche unter meinen Händen. Die Kälte drang durch den Stoff meiner Kleidung, doch empfand ich sie nicht als unangenehm, vielmehr als eine Erinnerung daran, dass ich lebte, dass ich fühlte. Meine Gedanken wanderten zurück zu den Menschen, die ich in den letzten Tagen gesehen hatte – ihre Gesichter, ihre Stimmen, ihre Geheimnisse. Nicht alle konnte ich greifen, nicht vollständig verstehen. Doch die Musik half mir, die Lücken zu füllen, die Worte nicht erreichen konnten.

In der Ruhe fand ich eine seltsame Art von Frieden, eine Pause zwischen den Stürmen, die unweigerlich kommen würden. Es war die Zeit vor dem neuen Aufruhr, und ich war bereit, ihm zu begegnen. Nicht mit leeren Händen, sondern mit einer Melodie, die noch niemand gehört hatte – vielleicht auch mit einer Wahrheit, die sich erst noch zeigen musste.

Das Licht in der Kapelle veränderte sich, als die Sonne höher stieg. Die Farben der Glasfenster tanzten nun lebhafter auf den Wänden, und ein warmer Schimmer legte sich über die ziegelroten Steine. Ich stand auf, streckte mich und blickte zum Ausgang. Die Stadt wartete, und mit ihr das Leben – unberechenbar, laut und voller Geheimnisse. Doch hier, in diesem Raum, war ich vorerst sicher. Hier konnte ich atmen, denken, und vielleicht schon bald neue Melodien finden.

Mit einem letzten Blick auf die verstreuten Blätter verließ ich die Kapelle. Der Klang meiner Schritte auf dem Steinboden mischte sich mit dem entfernten Gesang der Jungen – eine leise Symphonie aus Vergangenheit und

Zukunft, aus Ordnung und Chaos. Mir war bewusst, dass ich nicht mehr der gleiche war wie zuvor. Und das war gut so. Denn die Musik hatte mir gezeigt, dass Wahrheit kein einfacher Ton war, sondern ein vielstimmiges Rätsel, das es zu entschlüsseln galt. Und ich war bereit, die ersten Takte zu schreiben.

Der Orgelraum war erfüllt vom leisen Knistern des alten Holzes, das sich unter der feuchten Luft der Johanniskirche kaum bemerkbar regte, doch gerade in seiner stillen Präsenz eine Art Resonanz erzeugte, die sich mir wie ein gedämpftes Echo anfühlte. Georg Böhm saß auf der kleinen Bank vor dem Instrument, die Hände ruhend auf den Tasten, als ob er einen Moment lang den Klang der Stille spielen wollte. Ich stand neben ihm, die Schultern noch etwas angespannt von den Ereignissen der letzten Stunden, doch das sanfte Zucken an meinen Lippen, das sich bei seiner Gegenwart zeigte, war ganz echt.

„Also, Johann,“ begann er mit seiner gewohnt nüchternen Stimme, „du hast dich heute ganz schön ins Zeug gelegt. Ich hätte nicht gedacht, dass du so schnell den Faden findest, nachdem du in der Elisabeth-Kapelle... na ja, sagen wir mal, eine innere Sinfonie erlebt hast.“

Ich hob eine Braue und erwiderte trocken: „Innere Sinfonie? Klingt, als hätte ich gleich ein Orchester hinter mir her.“

Er schnaubte leise, ein kaum hörbares Geräusch, das mehr einem sanften Windhauch glich als einem richtigen Lachen. „Wenn das so wäre, hätte ich dich längst als Komponisten engagiert. Stattdessen bleibst du wohl der junge Dirigent deiner eigenen Ungeduld.“

„Ungeduld? Ich?“, protestierte ich und versuchte, die Stirn zu runzeln, was wohl nur halb gelang. „Ich bin geduldig wie eine... wie eine Orgelpfeife, die auf ihren Einsatz wartet.“

Böhm zog eine Augenbraue hoch, und sein Blick traf meinen mit einer Mischung aus Belustigung und einem Hauch von Spott. „Eine Orgelpfeife, die auf ihren Einsatz wartet? Klingt, als hättest du dich selbst noch nicht ganz gefunden. Manchmal bist du eher wie ein Trommelwirbel, der zu früh beginnt und das ganze Ensemble durcheinanderbringt.“

Ich grinste bei dem Bild. „Also bin ich der Trommelwirbel – ein bisschen zu viel für die geduldige Orgel?“

„Vielleicht bist du beides. Manchmal die Orgel, manchmal der Trommelwirbel. Und manchmal das quietschende Pedal, das keiner erwartet.“

Das Lachen, das sich dann zwischen uns ausbreitete, war eher ein leises Lächeln, das sich wie ein warmer Akkord in einem sonst kühlen Raum ausbreitete. In diesem Moment schien die Schwere der letzten Tage ein wenig von meinen Schultern zu gleiten, ersetzt durch eine Vertrautheit, die mehr sagte als Worte.

„Weißt du, Johann“, fuhr Böhm fort, während er seine Hände vom Manual hob und sie in den Schoß legte, „es ist nicht nur dein Talent, das mich beeindruckt. Es ist diese Hartnäckigkeit, mit der du jede Melodie jagst, als wäre sie ein entlaufener Vogel, der sich weigert, zurückzukehren.“

Ich spürte, wie mir ein warmes Gefühl die Brust ausfüllte, fast wie ein leiser Akkord, der sich langsam aufbaut. „Ich nehme an, das heißt, du hast mich noch nicht aufgegeben.“

„Aufgeben?“, wiederholte er mit einem Anflug von Ironie. „Ich habe gelernt, dass man bei dir besser den langen Atem hat. Manchmal glaube ich, du komponierst deine eigene Geduld – oder das Gegenteil davon.“

Ich lachte leise. „Dann hoffe ich, dass ich irgendwann eine Melodie finde, die dich wirklich überrascht. Nicht nur ein paar schiefe Töne im falschen Moment.“

Böhm schüttelte den Kopf, aber ich konnte das Grinsen nicht übersehen, das seine Lippen umspielte. „Überraschungen sind gut. Aber man sollte sie nicht immer dem Lehrer überlassen. Manchmal muss der Schüler auch zeigen, was er draufhat.“

„Na, das kann ich kaum erwarten“, entgegnete ich mit einem schelmischen Funkeln in den Augen. „Vielleicht schreibe ich dir bald eine Fuge, die dir den Atem raubt.“

„Atem rauben?“, fragte er trocken. „Ich hoffe, sie bringt mich nicht zum Husten.“

„Dann hast du wohl noch keinen Chor gehört, der in der Kälte singt“, konterte ich, „da ist jeder Ton ein Kampf gegen die klirrende Luft.“

Er nickte, als würde er die Vorstellung genießen. „Ja, der Klang der Kälte – rau und ungestüm, genau wie du.“

Ich schaute auf die Tasten unter seinen Händen und spürte, wie die vertraute Präsenz des Instruments mich einlud, einen neuen Klang zu finden, der vielleicht noch nicht ganz in Worte gefasst war. „Weißt du, manchmal stelle ich mir vor, die Orgel wäre wie ein großer Spielplatz für die Töne. Jeder Pfeifenstopp ein anderes Versteck. Und ich? Ich bin der Junge, der immer nach dem besten Versteck sucht.“

„Und ich bin der, der dich daran erinnert, dass nicht jedes Versteck ein guter Platz ist. Manchmal sitzt man besser still und hört zu.“

„Still sitzen ist nicht gerade meine Stärke“, gab ich zu.
„Aber ich lerne. Ein bisschen jedenfalls.“

Böhm lächelte, etwas weicher als zuvor. „Das reicht mir. Ein bisschen Geduld und viel Wille – das ist die beste Komposition, die ein Schüler mitbringen kann.“

Ich nickte, spürte, wie eine kleine Welle von Zuversicht in mir aufstieg. „Danke, Georg. Für alles.“

Er hob die Hand, als wollte er eine theatralische Verbeugung machen, doch es blieb bei einer kleinen, fast unsichtbaren Geste. „Wir sind noch nicht fertig, Johann. Das wahre Konzert beginnt erst.“

Ich erwiderte seinen Blick und fühlte, wie sich der Raum um uns herum mit einer stillen Erwartung füllte, die schwer in Worte zu fassen war. Nicht die Last der großen Welt, sondern das Versprechen einer neuen Melodie, die noch nicht gehört wurde.

„Dann lasst uns hoffen“, sagte ich, „dass wir das richtige Tempo finden.“

Böhm nickte, und für einen Moment schien das Knistern des Holzes und der Duft von feuchtem Stein, Salz und altem Papier zu einer stillen Partitur zu werden, die nur wir beide lesen konnten. Ein leises Einverständnis zwischen Mentor und Schüler, das mehr sagte als jede Note.

Und während ich mich langsam von der Bank entfernte, war da dieses kleine, schelmische Funkeln in meinem Blick – ein Versprechen an mich selbst, dass ich bereit war, den nächsten Takt zu setzen.

Johann Sebastian Bach ließ die schwere Tür hinter sich ins Schloss fallen. Das dumpfe Knarren des alten Holzes hallte kurz nach, als wollte es die Stille des Orgelraums noch einmal festigen. Ein Hauch von Wachs und feuchtem Holz lag in der Luft, untermalt von einem kaum merklichen Anflug von Moder, der sich wie eine verborgene Stimme zwischen den geschnitzten Pfeifen versteckte. Das Tageslicht fiel schräg durch die hohen Fenster, schnitt schmale Bahnen in den Staub, der in der Luft wie schwebende Noten wirkte – schwerelos und doch so da.

Langsam trat er an die Orgel heran. Seine Hände glitten über das dunkle Holz der Manuale, spürten die kühle, leicht raue Oberfläche, die trotz der Jahre nicht ihren Widerstand verloren hatte. Die Mechanik unter seinen Fingern fühlte sich an wie ein lebender Organismus: widerstandsfähig, aber mit einer stillen Erwartung, die nur darauf wartete, erweckt zu werden. Das Knarren der Traktur, kaum hörbar, war wie ein leises Gespräch zwischen Holz und Metall – ein Flüstern, das nur er zu verstehen schien.

Er ließ sich auf die Bank sinken, deren Lederpolster den Abdruck vergangener Stunden trug, und legte die Hände auf die Tasten. Die Finger, noch jung und tastend, spürten das Gewicht der Geschichte, das in diesem Instrument wohnte. Es war nicht nur eine Orgel. Es war der Klang alter Zeiten, eingehüllt in den Hauch von Jahrhunderten, die durch die Adern der Stadt pulsierten, wie das Salz in den Straßen.

Der erste Klang war ein vorsichtiger Schritt ins Unbekannte. Ein einzelner, klarer Ton, der die Stille durchbrach wie ein scharfkantiger Steinwurf in einer

sonst stillen Gasse. Johann hielt ihn lange, lauschte dem Nachhall, der sich langsam im Raum ausbreitete und die Schatten an den Wänden zu berühren schien. Dieser Laut war noch unsicher, ein zartes Versprechen, das sich erst finden musste.

Seine Finger begannen, die Tasten wie vertraute Freunde zu ertasten. Das Thema nahm Form an, noch fragmentarisch, ein leises Fließen von Klängen, das sich zwischen den Pfeifen verlor und wieder auftauchte. Es war kein festes Muster, eher ein zögernder Tanz, dessen Schritte sich erst finden mussten. Jeder Ton war ein Stück Hoffnung, jeder Akkord ein Versuch, Ordnung in das Chaos der Gedanken zu bringen.

Er atmete tief ein. Der Duft von altem Wachs stieg ihm in die Nase, vermischte sich mit dem modrigen Holz und einer kaum wahrnehmbaren Spur von Erde. Es war ein Aroma, das an Vergangenes erinnerte und gleichzeitig an das Neue, das sich aus der Tiefe der Stille zu lösen begann. Wie Musik selbst war dieser Raum ein Ort der Gegensätze – Licht und Schatten, Ordnung und Unruhe, Vergangenheit und Zukunft.

Das Gewicht der Ereignisse der letzten Tage zog noch an ihm, als wolle es ihn zurückhalten. Doch hier, an der Orgel, schien die Zeit eine andere Sprache zu sprechen. Die Musik war seine Zuflucht und sein Werkzeug, ein Mittel, um das Unsichtbare sichtbar zu machen. Mit jedem Klang wuchs seine Entschlossenheit, eine neue Geschichte zu erzählen – nicht nur mit Worten, sondern mit Klang.

Die Linien wurden sicherer, die Töne fügten sich zu einer Folge, die nach vorne drängte, ohne die Vergangenheit zu vergessen. Es war, als würde er eine Brücke schlagen – von dem, was war, zu dem, was kommen würde.

Ein leises Flüstern von Wahrheit lag in den Harmonien, ein Versprechen, dass Ordnung aus dem Durcheinander entstehen konnte, wenn man nur genau hinhörte.

Die Finger glitten über die Tasten, spürten das Pulsieren der Orgel unter seinen Händen, das sanfte Beben der Mechanik. Der Klang wuchs, wurde voller, reicher, ohne seine Fragilität zu verlieren. Das Stück war noch nicht vollendet, eher ein erster Entwurf, ein zarter Anfang. Doch in diesem Anfang lag eine Kraft, die größer war als die Summe der einzelnen Klänge.

Er hielt inne. Der letzte Ton schwebte noch einen Moment in der Luft, bevor er langsam verklingte und den Raum wieder der Stille überließ. Johann lehnte sich zurück, spürte das Kribbeln der Inspiration, das durch seine Adern floss, kalt und zugleich belebend. Die Orgel atmete noch nach, als hätte sie die neue Komposition aufgenommen und bewahrt.

Seine Gedanken kreisten um die Verbindung von Musik und Wahrheit, um die Idee, dass jedes Stück, jede Note mehr sein konnte als bloßer Klang – ein Schlüssel zu Geheimnissen, ein Spiegel für das Unsichtbare. In dieser Erkenntnis lag eine neue Verantwortung, ein neuer Mut.

Langsam erhob er sich von der Bank. Die Finger zitterten noch leicht, als hätten sie gerade eine Schwelle überschritten. Ein letzter Blick galt den Manualen, den Pfeifen, die wie stumme Wächter der Zeit standen. Die Komposition war geboren, noch unvollkommen, aber lebendig.

Er verließ den Orgelraum, die Tür fiel leise hinter ihm ins Schloss. Die Stille der Kirche nahm die Melodie auf, ließ sie verwehen wie den Duft von Wachs und altem Holz – ein Versprechen, dass aus der Stille Neues entstehen konnte.

Lukas' Neuanfang

Das Klirren der schweren Riegel war wie ein dumpfer Schlag, der sich in meine Brust bohrte, ehe er nachgab. Ein kalter Hauch strich durch den schmalen Spalt, als das eiserne Tor sich öffnete, und plötzlich war da dieses helle, unverschämte Licht, das alles um mich herum in eine unruhige Unschärfe tauchte. Der feuchte Kalkgeruch wich der beißenden Frische des Morgens, die sich wie ein ungebetener Besucher in meine abgenutzte Kleidung schlich. Meine Hände, die sich so oft an den groben Steinen der Zelle gerieben hatten, fühlten sich nun ungewohnt frei – und doch schwer von der Last, die ich mit mir trug.

Der erste Schritt auf das Kopfsteinpflaster der Straße war kein Triumph, sondern ein vorsichtiges Abtasten – ein Tasten nach einem Rhythmus, den ich vergessen zu haben schien. Das Pflaster unter meinen Füßen knirschte leise, als wollte es das Gewicht meiner Vergangenheit nicht tragen. Die Mauern um mich herum, so fest und kalt, standen noch immer da, als hätten sie sich geweigert, mit mir zu gehen. Doch jetzt mischte sich das Knarren von Holztüren, das Murmeln von Stimmen und das entfernte Schlagen von Hufgetrappel in das Klangbild – die Stadt begann ihren Tag, ohne mich zu fragen, ob ich bereit war.

Ein paar Schritte nur, und die Blicke trafen mich – scharf und prüfend, wie der stumme Nachhall eines dissonanten Akkords. Manche Augen blitzten kurz auf, bevor sie sich abwandten, andere verharrten länger, als wollten sie in mir etwas entdecken, das nicht mehr da war. Ich kannte diesen Blick. Er war ein schwerer Schlag, der mich an meine Fehler erinnerte, wie eine Melodie, die man

nicht abschütteln kann, auch wenn sie einem zum Halse heraushängt. „Da geht er“, hörte ich ein Flüstern, kaum mehr als ein Schatten von Worten, und „Lukas von der Hagen ... der Gescheiterte.“ Kein offenes Urteil, aber ein Gewicht, das drückte.

Die Stadtwache stand in kleinen Gruppen verteilt, ihre Stimmen rau und gedämpft wie das Knurren eines alten Instruments, das man lange nicht gestimmt hat. Ein Wächter trat vor, musterte mich mit einer Mischung aus Pflichtbewusstsein und unverhohlener Skepsis. Seine Augen waren scharf wie scharfkantige Steine, die man achtlos in den Fluss wirft. Er sagte nichts, doch seine Haltung sprach Bände. Ich erwiderte seinen Blick nicht, sondern senkte den Kopf leicht, als wollte ich die Last meiner Schuld nicht noch lauter verkünden.

Trotzdem wuchs eine andere Regung in mir – leise, aber beharrlich, wie ein zarter Ton, der sich durch das düstere Rauschen kämpft. Hoffnung. Nicht die naive, die mich einst in den Abgrund stürzte, sondern eine reifere, die sich in der Kälte geschärft hatte. Ich war nicht mehr der gleiche, der ich vor Monaten gewesen war. Das sah ich in jedem Schatten, in jedem Schweigen, das mich umgab. Und doch war ich entschlossen, dieses Schweigen zu durchbrechen, mit einer Melodie, die keine Ausflüchte duldete.

Ein Mädchen, kaum älter als ich, stand am Rand der Straße und beobachtete mich mit großen Augen. Ihr Blick war nicht leer, sondern voll von Fragen, die sie nicht zu stellen wagte. Vielleicht erkannte sie in mir den verlorenen Klang eines Instruments, dessen Saiten noch zu stimmen waren. Ich sah sie flüchtig an, und für einen Moment schien die Welt etwas weniger schwer, als hätten ihre Augen einen unerhörten Akkord angeschlagen. Doch die Straßen waren keine Bühne für Träume, und

die Schatten der Vergangenheit warfen lange Schleier.

Ich zog die Ärmel meines Mantels etwas enger um die Handgelenke, spürte die rauen Stofffalten – ein vertrautes Gefühl, das mich an die Stunden erinnerte, in denen ich allein mit meinen Gedanken und Notenblättern gewesen war. Diese Blätter waren zerknittert, verwischt von der Zeit und dem Schweigen, aber sie atmeten noch, flüsterten von einer Ordnung, die ich wiederfinden wollte. Musik – meine einzige Sprache, die keine Fragen stellte, sondern nur Antworten schenkte.

Die Stadt war lebendig, doch ich fühlte mich wie ein fremder Ton inmitten einer Symphonie, die ohne mich weiterlief. Jeder Schritt war ein Versuch, mich in dieses Gefüge einzufügen, ohne die Harmonie zu stören, ohne die Disharmonie meiner Geschichte zu offenbaren. Die Straßenlaternen warfen lange Schatten, die sich in den Ritzen des Pflasters verfangen, und langsam verwandelte sich die Kühle der Mauern in die Wärme der Sonne. Ein Wechselspiel aus Licht und Dunkel, das meine Seele spiegelte.

Ein leises Murmeln erreichte mich, als zwei Händler ihre Waren anpriesen. Salz lag in der Luft, scharf und belebend, als wollte es die Bitterkeit vergangener Tage aus meinem Geist spülen. Salz – Lebensader dieser Stadt, sagte man – und doch auch scharf wie die Worte, die man mir hinter vorgehaltener Hand zuschrieb. Ich atmete tief ein und ließ den Geruch zu, nahm ihn auf wie eine Melodie, die mich zurück in die Gemeinschaft rief.

Ich wusste, dass die ersten Schritte die schwersten waren. Nicht die, die man mit den Beinen machte, sondern die, die man mit dem Herzen entschied. Meine Finger krampften sich kurz um den Griff meines Mantels,

als wollten sie die Kraft festhalten, die ich noch nicht laut aussprechen konnte. Der Schmerz über den Verlust meiner Ehre war eine stille Note, die sich unter die anderen mischte – doch sie war nicht das letzte Wort.

Vor mir lag die Straße, ein endloses Notenblatt, auf dem ich meine Geschichte neu schreiben musste. Ich hob den Blick, ließ die Schatten hinter mir, und setzte einen festen Schritt nach dem anderen. Kein lauter Triumph, keine dramatische Geste – nur das leise Versprechen eines Neuanfangs, getragen auf dem schmalen Grat zwischen Misstrauen und Hoffnung.

Die Stimmen der Stadt mischten sich zu einem vielmännigen Chor, und irgendwo zwischen den flüsternden Blicken und dem rauen Klang der Pflastersteine erkannte ich etwas Vertrautes: den Beginn einer Melodie, die noch niemand gehört hatte. Meine Melodie.

Ich holte tief Luft, spürte das Salz in der Luft, die kühle Brise auf der Haut – und ging weiter.

Das Knarren der schweren Eichentür kündigte Lukas' Schritt an, bevor sein Schatten sich auf den Boden der Elisabeth-Kapelle legte. Die Luft war schwer vom Duft alten Holzes, einer Mischung aus Harz und der leisen Patina von Jahrzehnten unzähliger Proben und Gesänge. Bunte Glasfenster warfen gedämpfte Farbflecken auf die schiefen Dielen, die sich unter meinen Füßen leise verzogen – ein fast zögernder Takt, der zu meinem Puls zu passen schien.

Im Halbdunkel stand er mehr Silhouette als Mensch, doch die Haltung sprach von Zurückhaltung und einem Funken jener Entschlossenheit, die ich früher so oft an

ihm bewundert hatte. Seine Stimme, als er endlich sprach, klang gedämpft, als wolle er die Worte behutsam auf das raue Holz des Raumes legen, damit sie nicht zerbrechen.

„Johann Sebastian,“ begann er, und ich spürte, wie das ‚Johann Sebastian‘ mehr war als eine bloße Anrede – eine Geste, die Brücken schlagen wollte. „Danke.“ Das war alles. Kein Pathos, kein übertriebener Ton. Nur dieses eine Wort, das schwerer wog als jede Rede. Ich nickte, und das Rascheln eines alten Notenblatts auf dem Pult neben mir schien die Stille zu bestätigen.

Er kam näher, die Hände vor sich gefaltet, als suchte er Halt. „Für das... für alles. Dass du dich gestellt hast. Für mich.“ Ein kurzer Blick, der vage suchte, ob ich ihn auch verstand.

Ich wollte nicht antworten mit den üblichen Floskeln – ‚Es war richtig‘, ‚Gerechtigkeit siegt‘ –, denn die Wahrheit lag irgendwo zwischen den Schatten der Kapelle und dem gedämpften Licht, das durch die bunten Scheiben fiel. Stattdessen sagte ich schlicht: „Es war nicht leicht. Für uns beide nicht.“ Ein Satz, der mehr bedeutete, als er besagte, und doch genau das Richtige traf.

Die Schultern sanken einen Moment, als ob die Last der letzten Wochen schwerer wog als gedacht. „Ich habe vieles falsch gesehen. Vielleicht auch zu schnell geurteilt. Vielleicht auch zu laut gesprochen.“ Die Stimme war leiser geworden, beinahe zerbrechlich. „Und doch...“ Er stockte, suchte nach einem Wort, das nicht zu groß war für den Raum, nicht zu voll für den Moment. „Ich will es besser machen. Wenn du es zulässt.“

Ich musterte ihn, spürte die Veränderung, die nicht nur in seinen Worten lag, sondern in der Art, wie das Licht

sich auf seinem Gesicht brach – nicht mehr der Jähzornige, sondern jemand, der die Schatten kannte, ohne von ihnen gefangen zu sein. „Das Leben gibt selten zweite Takte“, meinte ich leise. „Aber manchmal die Chance für eine neue Melodie.“ Ein Bild, das ich nicht nur für ihn, sondern auch für mich selbst wählte.

Langsam und bedacht nickte er, als würde er jede Silbe in sich aufnehmen, als wäre sie der Anfang eines neuen Satzes, noch ungeschrieben. „Ich möchte wieder mit der Kantorei arbeiten. Die Kinder, die Stimmen... Es fühlt sich an wie ein Neubeginn. Nicht nur für mich.“

Das Flüstern der Blätter eines geöffneten Notenbuchs begleitete seine Worte, als ich antwortete: „Die Stimmen erwarten dich. Und wir werden hören, ob dein Takt sicherer ist als früher.“ Ein kleiner, fast unmerklicher Spott, der die Schwere des Augenblicks durchbrach – nicht höhnisch, eher wie das leise Knistern eines ersten Feuers am kalten Abend.

Ein schwaches Lächeln spielte um seine Lippen, ein Zug, der Verletzlichkeit und Hoffnung zugleich barg. „Vielleicht kannst du mir ja noch etwas beibringen, Johann Sebastian. Auch wenn ich der Ältere bin.“ Ein Scherz, der die Distanz zwischen uns auf sanfte Weise verringerte.

Ich erwiderte den Blick, spürte die feine Spannung lösen, die sich wie ein unsichtbarer Faden um uns gewoben hatte. „Ich werde nicht leugnen, dass du ein guter Lehrer bist. Aber manchmal, Lukas, hört man mehr im Schweigen als in jedem Ton.“

Er setzte sich auf die Bank neben mir, die Dielen gaben ein leises Seufzen von sich, als wollten sie bestätigen, dass hier etwas begann, das vorher zerbrochen schien. „Schweigen kann auch schwer sein“, murmelte er. „Aber vielleicht ist es nötig.“

Ein sanfter Windhauch strich durch die Kapelle, ließ ein lose liegendes Notenblatt flattern, als wäre es ein zögernder Akkord, der sich von einer Stimme löste. Die Farben des Glasfensters schoben sich leicht, und für einen kurzen Moment schien das Licht selbst den Raum neu zu stimmen.

„Wir sind nicht mehr dieselben“, sagte ich, „und doch... verlässt uns die Musik nicht. Sie bleibt – wie Salz auf der Zunge, bitter und doch lebensnotwendig.“ Ich konnte nicht verhindern, dass meine Stimme einen Anflug von Melancholie trug.

„Salz und Musik,“ wiederholte er leise, als wolle er das Bild in seinem Geist verankern. „Das, was uns zusammenhält.“ Seine Augen ruhten auf einer verblassten Stelle an der Wand, einem Kratzer, der aussah wie ein fehlender Ton in einer sonst perfekten Komposition.

„Vielleicht,“ sagte ich, „können wir diese Melodie gemeinsam neu schreiben. Langsam, mit Bedacht. Schritt für Schritt.“

Er stand auf, die Bewegung war nun sicherer, weniger zögerlich. „Ich danke dir, Johann Sebastian. Für dein Vertrauen. Für deine Geduld.“

Ich erwiderte seinen Blick, und in diesem Moment schien die Kapelle selbst den Atem anzuhalten – das sanfte Echo unserer Stimmen, das Rascheln der Blätter, das gedämpfte Licht: ein stilles Versprechen.

„Lass uns auf den nächsten Montag warten“, sagte ich. „Dann wird die Chorprobe zeigen, ob unsere Stimmen noch harmonieren.“

Das Nicken war keine bloße Zustimmung, sondern eine Einladung. Die Tür schwang leise hinter ihm ins Schloss, und ich blieb zurück mit dem leisen Nachhall

einer Melodie, die gerade erst begann – zerbrechlich, offen, und vielleicht, nur vielleicht, voller Hoffnung.

Lukas stand am Eingang des Proberaums, die schwere Eichentür schloss mit einem dumpfen Knarren hinter ihm. Die Kühle der Elisabeth-Kapelle umfing ihn wie ein alter Mantel, der zwar etwas muffig roch, aber vertraut war – der Duft von altem Holz, vermischt mit dem leisen Hauch von Wachs und kaltem Stein, der sich in den Ritzen der gotischen Mauern eingenistet hatte. Das farbige Glas der Fenster warf gesprenkelte Schatten auf den Boden; die Farben tanzten leise im schwachen Licht, als wollten sie ihm Mut zusprechen. In der Ecke summt die Orgel ein gedämpftes Echo vergangener Klänge, fast so, als hätte sie selbst die Spannung gespürt, die dieser Raum heute atmete.

„Setzt euch, bitte“, begann er mit einer Stimme, die leiser war als früher, aber fester. Kein Donnern oder Zeren mehr, sondern ein ruhiges, fast behutsames Einladen. Die Jungen und Mädchen im Chor rückten zusammen, ihre Blicke wechselten zwischen Misstrauen und vorsichtigem Interesse. Einige nickten kaum merklich, andere schienen noch mit sich selbst zu ringen – wie Noten auf einem Blatt, die sich erst finden mussten, bevor sie im Klang zusammenfließen konnten.

Ich stand etwas abseits, meine Hände tief in den Taschen vergraben, und beobachtete. Die Veränderung bei ihm war nicht sofort greifbar, aber spürbar – wie ein leiser Tremolo, der eine neue Melodie ankündigte. Seine Haltung war nicht mehr die eines jungen Mannes, der mit dem Kopf durch die Wand wollte, sondern eines, der versuchte, die Mauer Stein für Stein abzutragen.

„Wir fangen mit dem Kyrie an“, sagte er und hob die Hand, nicht als Befehl, sondern als Einladung. „Langsam. Achtet auf die Einsätze. Gemeinsam hören, nicht nur singen.“ Sein Blick glitt über die Gesichter, suchte, fand. „Kein Wettlauf heute.“

Ein leises Murmeln ging durch die Runde – nicht Widerstand, eher die unerwartete Anerkennung einer neuen Ordnung. Die Stimmen setzten ein, noch unsicher, manchmal schief, aber mit wachsendem Vertrauen. Das Knistern der Holzbank unter den Bewegungen der Sänger wurde Teil der Musik, ebenso wie das raschelnde Umblättern eines Notenblatts, das jemand zu hastig gehalten hatte.

Er schloss die Augen, ließ die Töne in seinem Inneren tanzen, ordnete sie mit ruhiger Hand. Dann öffnete er sie wieder, und seine Stimme war diesmal ein sanfter Taktstock, der die unruhigen Klänge zu einer Einheit formte. „Nicht zu schnell. Achtet auf die Pausen – die sind nicht weniger wichtig als die Töne.“ Er zeigte auf eine besonders verzwickte Stelle, wo zwei Stimmen gleichzeitig aus der Reihe zu tanzen drohten. „Hier. Noch einmal. Ich zähle. Eins, zwei, drei – und dann zusammen.“

Die Gruppe atmete hörbar ein und aus, ein kollektives Aufeinanderhören, das sich von der reinen Technik zu einer Art Gemeinschaft wandelte. Ich spürte, wie seine Kontrolle nicht mehr im Zwang lag, sondern in der Verantwortung – ein feiner Unterschied, der viel weniger laut war, dafür umso nachhaltiger.

Ein leises Flüstern am Rand, ein kurzer Blickwechsel zwischen zwei Sängern – Rivalität, altbekannt, aber diesmal nicht mit der Schärfe eines Dolches, eher wie ein Schatten, der sich zurückzog, wenn das Licht sich be-

wegte. Er bemerkte es, reagierte nicht mit Strenge, sondern mit einer kleinen Veränderung im Ausdruck, einem fast unmerklichen Lächeln, das mehr sagte als Worte: „Wir sind hier, um gemeinsam zu wachsen, nicht gegeneinander.“

Die Passage erklang diesmal sauberer, die Stimmen verflochten sich, als wollten sie die Wände mit Klang füllen und nicht mit Streit. Die Arme sanken, das Zeichen, dass die Übung beendet war. „Gut“, sagte er schlicht. „Noch besser als gestern.“

Ein Junge, dessen Stimme oft zu laut und ungestüm gewesen war, hob zaghaft den Finger. „Herr von der Hagen, was, wenn wir nicht alle gleich schnell lernen?“ Seine Unsicherheit war echt, fast greifbar in der kalten Luft.

Er sah ihn an, seine Augen fest und weich zugleich. „Dann lernen wir eben langsamer. Musik ist kein Rennen, sondern ein Gespräch. Und jeder wird gehört.“ Die Worte hingen zwischen uns, wie ein Akkord, der sich nicht auflöste, sondern Raum schuf.

Ich dachte daran, wie oft er selbst die Stimme erhoben hatte – oft zu laut, zu hastig – und wie sehr diese neue Ruhe wie eine Melodie wirkte, die er erst noch lernen musste. Doch hier und jetzt war sie echt.

Die Probe schritt voran. Der Dirigent bewegte sich nicht mit wildem Schwung, sondern mit einer fast tänzerischen Präzision. Seine Hände waren nicht mehr die eines Kriegers, der Befehle gab, sondern die eines Lehrers, der Formen vorzeichnet und dem Klang erlaubt, sich zu entfalten. Die Jugendlichen reagierten darauf, manche noch zögernd, andere mit wachsender Begeisterung.

Am Ende stand ein Stück, das besonders herausfordernd war – ein mehrstimmiges Lied, das von Geduld und Genauigkeit lebte. Beim Vorbereiten des Einsatzes stellte sich ein Moment ein, der fast still war, obwohl die Luft schwer vor Erwartung. Er hob die Hand, seine Augen suchten die Sänger, dann nickte er kaum merklich.

„Jetzt“, sagte er, und die Stimmen erhoben sich, zunächst zaghaft, dann stärker, gewobener Klang, der die Kapelle erfüllte. Es war kein perfektes Spiel, aber ein echtes – mit kleinen Fehlern, die wie Unebenheiten in einem sonst glatten Stein wirkten. Und doch war es mehr als Musik: Ein Zeichen, dass hier etwas begann, das über Noten und Töne hinausging.

Als der letzte Ton verklang, blieb eine Stille zurück, die nicht leer war, sondern voll von unausgesprochener Erleichterung und neuem Vertrauen. Die Arme sanken, ein tiefes Ein- und Ausatmen folgte. Ich sah, wie er einen Moment lang die Augen schloss, als wollte er die Last der Vergangenheit abstreifen, zumindest für diesen Augenblick.

„Das reicht für heute“, sagte er schließlich, und seine Stimme trug nicht mehr die Schwere vergangener Tage, sondern einen leisen Stolz. „Danke euch. Für Geduld, für den Klang.“ Sein Blick wanderte durch den Raum, die Blicke der Sänger ruhten auf ihm – nicht alle ohne Vorbehalt, aber mit etwas, das ich als Hoffnung erkannte.

Die Jugendlichen begannen, ihre Notenblätter zusammenzufalten, das Rascheln vermischte sich mit leisen Gesprächen und dem Knarren der Bänke. Einen Schritt zurück tretend ließ er den Blick durch den Raum gleiten – über die alten Mauern, das bunte Licht, die Orgel, die

nun verstummt war – und dann auf mich.

Ein stummes Nicken, ohne große Worte. Als hätte er verstanden, dass dieser Moment mehr war als nur eine Chorprobe. Ein Neuanfang, der nicht laut verkündet werden musste, sondern in der leisen Musik des Miteinanders lag.

Draußen kroch der Nebel langsam zwischen die Gassen, und ich wusste, dass die Stadt weiter atmete, mit all ihren Schatten und ihrem Salzgeschmack in der Luft. Doch hier, in diesem Raum, war für einen kurzen Augenblick etwas anderes – eine Harmonie, die noch nicht vollkommen war, aber auf dem Weg dorthin.

Seine Stimme war kein scharfkantiger Steinwurf mehr, sondern ein gedämpfter Ton, der sich in der Stille verlor und doch nachhallte. Die Probe war zu Ende. Und mit ihr begann etwas Neues.

Ein neuer Choral, eine neue Wahrheit

Das letzte Flattern des Tons hing noch in der kühlen Luft der Elisabeth-Kapelle, schwebte wie eine zarte Feder über dem alten roten Backstein, der sich in gedämpftes Licht hüllte. Johann Sebastian saß am Altar, die Finger ruhten auf einem dünnen Bündel Pergament, dessen Kanten vom häufigen Umblättern weich und fast spröde geworden waren. Das gedämpfte Farbenspiel der spitz zulaufenden Fenster warf zerkülfte Schatten über die steinerne Bank, in der die Luft nach feuchtem Holz und einer leisen Spur von kaltem Wachs roch. Ein Hauch von Moder schlich

sich mit dem Wind, der durch die Ritzen der schweren Holztür sickerte, doch die Stille blieb ungebrochen, nur unterbrochen vom leisen Rascheln der Notenblätter, die Bach behutsam hin- und herbewegte.

Seine Augen — scharf wie immer, als lauschten sie nicht nur dem Sichtbaren, sondern auch dem Klang, der hinter den Dingen lag — folgten einer Komposition, die noch in seinem Geist schwebte, zart und klar, als wolle sie ein verlorenes Wort aus der Dunkelheit ziehen. Die Töne waren schlicht, ohne die früheren dissonanten Schatten, die wie verschlüsselte Rätsel in seinen früheren Chorälen lagen. Dies hier war anders. Es war ein Stück, das Hoffnung atmete, das sich wie die ersten Sonnenstrahlen durch Nebel tastete, vorsichtig und doch bestimmt.

Mit dem Federkiel, dessen Spitze noch leicht vom Tintenrest glänzte, griff er nach dem Schreibwerkzeug und setzte es mit bedacht auf das Papier. Das Kratzen auf dem Pergament war ein leises Knistern, das sich in die Stille einfügte wie ein sanftes Echo. Eine Note nach der anderen entstand, sorgfältig, fast zärtlich, als handle es sich um eine kostbare Wahrheit, die endlich gefunden werden wollte. Seine Finger glitten über das Papier, als würden sie nicht nur schreiben, sondern eine Brücke bauen — zwischen dem, was war, und dem, was sein könnte.

Leise flackerte das Kerzenlicht, warf kurze Schatten auf die vergilbten Seiten und ließ den Raum schwanken zwischen Wärme und Dämmerung. Ein kaum hörbares Summen entwich seiner Kehle, ein Ton, der sich zu dem Stück fügte wie ein geheimnisvoller Begleiter. Es war kein laut geäußelter Gesang, eher ein Gespräch mit sich selbst, ein inneres Flüstern, das die Musik sprach, bevor sie auf dem Papier lebendig wurde.

Er hielt inne, legte den Federkiel zur Seite und strich mit der Hand über die Noten, die nun vor ihm lagen. Es war kein Kunstwerk der Perfektion, sondern ein Spiegel seiner Seele: klar, ohne Überfluss, mit einer fast kindlichen Offenheit, die zugleich Mut zeigte. Ein Werk, das die Hände auf den brüchigen Steinen der Welt legte und sagte: Hier ist Leben. Hier ist Wahrheit.

Der Klang der Kapelle schien mitzuschwingen, als wollte sie diese einfache Botschaft in ihren steinernen Hallen bewahren. Eine leise Wärme breitete sich in seiner Brust aus, eine Ruhe, die nicht aus der Welt geworfen, sondern mitten hinein gelegt war. Eine Ruhe, die wusste, dass der Weg noch lang war, aber dass er nicht mehr allein ging.

Sein Blick fiel auf ein zerknittertes Notenblatt, das unter einem alten Buch hervorblitzte. Die Tinte darauf war verblasst, die Linien schief und unentschieden — ein Relikt der Zweifel und des Suchens, das nun neben dem frischen Pergament lag wie ein Schatten, der langsam verblasste. Behutsam zog er es hervor, legte es neben das neue Werk und betrachtete den Kontrast: Das Chaos vergangener Zeiten und die Ordnung, die gerade erst begann, sich in Tönen zu fassen.

Ein fast schelmisches Lächeln hob die Ecken seiner Lippen, so leise, dass es nur er selbst hätte hören können. Es war ein Lächeln der leichten Überlegenheit, vielleicht auch der Vorfreude — auf das, was kommen mochte, auf die Begegnung, die bald folgen würde. Nicht laut, nicht fordernd, sondern wie ein kleiner, geheimer Akkord, der sich ankündigte, bevor sich alles zu einem Ganzen fügte.

Kurz falteten sich seine Hände zusammen, als wollte er dem Raum danken — für die Stille, für das Licht, für die Möglichkeit, Musik zu schaffen, die nicht nur klang, son-

dern sprach. Verbunden fühlte er sich: mit der Kapelle, mit dem Stein, der ihn umgab, mit dem Salzgeruch, der aus den fernen Lagern der Stadt herüberzog, und vor allem mit dem Werk selbst, das wie ein Flüstern von Leben und Wahrheit in ihm wuchs.

Langsam erhob er sich, das Pergament fest in der Hand. Das Kerzenlicht warf lange Schatten an die Wände, die die gotischen Bögen wie stumme Zeugen umgaben. Mit einem letzten Blick auf die Noten ließ sein Blick den Raum durchstreifen, spürte die Ruhe, die nicht Stille war, sondern eine Pause in einem größeren Satz.

Der letzte Ton seines inneren Klangbildes verklingte. Die Luft in der Kapelle blieb warm, gedämpft, bereit, neues Leben zu tragen. Tief atmete er ein, die Finger noch leicht zitternd vor leiser Erwartung. Das Licht veränderte sich, wurde schwächer, als die Sonne langsam hinter den Häusern der Stadt sank — und mit ihr ein Versprechen, das noch nicht ausgesprochen war.

Mit dem Lächeln noch immer in den Augenwinkeln wandte er sich um und trat leise zur Tür hinaus, während die Schatten der Kapelle sich ausbreiteten wie ein Mantel, der die neue Wahrheit behutsam umhüllte.

Das Knarren der alten Dielen unter Georg Böhms Stiefeln hallte leise durch den stillen Chorproberaum der Elisabeth-Kapelle, als er die Tür aufstieß. Ein leiser Luftzug wirbelte den Duft von feuchtem Holz und Kerzenwachs auf, bevor er sich sofort wieder legte. Ich saß am schmalen Tisch, das zerknitterte Manuskript vor mir, das ich gerade mit Bedacht von einer letzten, hoffnungsvollen Linie befreite. Die Feder ruhte noch in meiner Hand, während das schwache Licht der kleinen

Öllampe die Schatten an den groben Steinwänden tanzen ließ.

„Na, Johann,“ begann Böhm mit einem Tonfall, der zugleich väterlich und neckisch war, „deine Dissonanzen sind ja beinahe schon zivilisiert geworden. Fast könnte man meinen, du hast die wilde Jugend hinter dir gelassen.“

Ich ließ die Feder sinken und blickte auf. Das schelmische Funkeln in seinen Augen war unverkennbar. „Zivilisiert, Herr Böhm? Das klingt fast zu brav für mich. Kommt mir vor, als ob ich mich selbst verleugnen müsste.“ Ein leises Lachen entwich mir, begleitet von einem kleinen Schulterzucken.

„Ach, die wilden Töne haben ihren Platz,“ erwiderte er mit einem Grinsen, „doch ein wenig Struktur im Klangbild tut der Seele und dem Ohr manchmal gut. Besonders wenn man nicht mehr der Jüngste ist.“ Er trat näher, sein Mantel raschelte leise, als er sich neben mich stellte und einen Blick auf die Skizze warf. „Sieht aus, als würdest du diesmal nicht nur das Salz der Stadt in deine Musik streuen, sondern auch ein wenig Licht.“

Das war eine Bemerkung, die meine Aufmerksamkeit fesselte. Salz und Licht – zwei Dinge, die hier in Lüneburg mehr waren als nur Elemente des Alltags. Salz, das harte, knirschende Salz, Zeugnis von Arbeit und Handel. Licht, das flackernde, trügerische Leuchten dieser Kapelle, das Wärme und Schatten zugleich spendete. In meiner Musik suchte ich genau dieses Gleichgewicht: die raue Wahrheit und die sanfte Hoffnung.

Ich legte die Hände flach auf den Tisch, als wollte ich die Blätter sanft beschützen. „Ich habe versucht, etwas klarer zu schreiben. Nicht nur um der Struktur willen, sondern weil es Zeit ist für andere Klänge. Für eine an-

dere Sprache.“ Meine Stimme war leise, fast ehrfürchtig. „Vielleicht eine Sprache, die nicht nur die Ohren, sondern auch die Herzen erreicht.“

Böhm nickte, als hätte er diese Worte schon erwartet. „Und doch,“ sagte er, „vergiß nicht, dass selbst die sanftesten Melodien von ihren Spannungen leben. Ohne sie wären sie nichts als leere Hüllen.“ Seine Stimme knurrte leise, ein rauher Steinwurf inmitten der Stille, der den Raum mit einer unerwarteten Wärme füllte.

Ich lächelte, fühlte, wie sich eine leichte Spannung in meiner Brust löste. Die Musik, die ich schrieb, war kein fertiges Werk, sondern ein Prozess – ein Gespräch zwischen Struktur und Freiheit, Licht und Schatten, Salz und Klang. Und hier, in diesem kleinen Raum, war ich nicht allein in diesem Dialog.

„Du hast recht,“ erwiderte ich, „und vielleicht sind es gerade die Spannungen, die uns lehren, wohin die Reise gehen kann.“ Meine Finger spielten mit der Spitze der Feder, als wollten sie die Worte in Melodien verwandeln.

Böhm lehnte sich zurück, verschränkte die Arme und warf einen Blick auf die Kerze, deren Schein unruhig tanzte. „Du bist auf einem guten Weg, mein Junge. Manchmal braucht es nur den richtigen Takt, um das Ungestüme in etwas Schönes zu verwandeln. Und ich sehe, dass du ihn gefunden hast.“ Sein Blick ruhte auf mir, warm und zugleich fordernd, als wollte er mir sagen, dass die Reise erst begonnen hatte.

Ich nickte, spürte eine neue Kraft in mir aufsteigen – nicht laut, nicht aufdringlich, sondern wie ein leises Crescendo, das sich unter der Oberfläche regte. Die Musik war mehr als nur Noten; sie war das Echo unserer Zeit, die Stimme unserer Verbundenheit.

„Ich hoffe, du wirst mir eines Tages erlauben, sie zu hören, wenn sie vollendet ist,“ sagte ich leise.

„Das hoffe ich auch,“ antwortete Böhm mit einem unverkennbaren Schmunzeln, „aber sei gewarnt: Ich habe ein Ohr für versteckte Fehler. Die alten Spannungen könnten sich heimlich einschleichen, wie Schatten bei Kerzenschein.“

Ein leises, gemeinsames Lachen erfüllte den Raum. Es war kein lautes Gelächter, sondern ein sanftes, geteiltes Verstehen – die Musik unserer Freundschaft, eine Melodie aus Respekt und Vertrauen, die weit über Worte hinausging.

Das Knistern des Holzes, das Rascheln der Blätter, das Spiel des Lichts – all dies verschmolz zu einer stillen Symphonie, die uns beide umhüllte. Und während die Schatten an den Wänden länger wurden, war da dieses Leuchten in uns, das stärker war als jede Dunkelheit.

Böhm klopfte mir auf die Schulter, ein einfacher, aber bedeutungsvoller Gruß. „Du machst das gut, Johann. Die Musik wird nicht nur deine Geschichte erzählen, sondern auch die unserer Zeit.“

Ich sah ihm nach, wie er die Kapelle verließ, der Klang seiner Schritte langsam verklang. Zurück blieb die Stille – nicht leer, sondern voll von Möglichkeiten. Ein letztes Aufflackern des Lichts, dann Ruhe.

Ein neuer Takt begann, leise und doch bestimmt.